Der

Sprach-Gerichtshof

oder

die französische und deutsche Sprache

in Deutschland

vor

dem Richterstuhl

der

Denker und Gelehrten.

Berlin 1814,

In der Maurerschen Buchhandlung,

Poststraße No. 29.

Wir haben nichts gethan, wenn wir nicht auch die ungebührliche Herrschaft der französischen Sprache aus unsern Grenzen treiben; wenn wir nicht durch lauten Ausspruch und stille Uebereinkunft das Gesetz geben, die französische Sprache soll in Deutschland keine sprechende Sprache mehr seyn!

Arndt.

Bayerische Staatsbibliothek München

Vorrede.

Nur wenige Worte. Ich wollte zeigen: 1) daß die französische Sprache in Deutschland weder für die formelle Bildung noch für die Beförderung der Wissenschaft unter uns nöthig, wohl aber zu allen Zeiten in sittlicher, sprach- und volksthümlicher Hinsicht dem Deutschen unermeßlich nachtheilig gewesen ist; 2) daß die deutsche Sprache, durch jene verderbt, in ihrer freien Ausbildung gehemmt und zurückgehalten, den Schutz der Fürsten und die Achtung des Volks verdient,

und die ihr geraubten Rechte zurückzufodern vollkommen befugt ist.

Ich stellte beide vor den Richterstuhl der Denker und Gelehrten beider Sprachen. Ich nahm diese aus verschiedenen Zeitaltern, todte und lebende, und bildete aus ihnen einen ehrwürdigen Gerichtshof, in dem ein Jeder über den in Rede stehenden Gegenstand seine Meinung darlegt. Alle reden mit Würde und Anstand, wie ihr schriftstellerischer Charakter es mit sich bringt, nicht schwärmerisch, nicht übertrieben lobend, nicht verwerfend im Tadel, parteilos und gerecht, nur die gute Sache im Auge habend. — Warum ich einen Gerichtshof bildete, erräth sich leicht. Hätten unsere Schriftsteller von Leibnitz bis auf unsere Zeit folgsame Hörer

gefunden, so wäre mein Gerichtshof überflüßig; das, was sie laut und kräftig gesagt, in schwachem Nachhall wiedertönen lassen, wäre mir leichter geworden, aber noch schwächer vernommen, noch schneller vergessen worden. „Der Deutsche," sagt Kolbe (über Wortmengerei, Vorr. S. IX.) sehr wahr, „hört schwer. Soll er aufmerken, so müssen starke und wiederholte Schläge sein Ohr erschüttern. Die Stimme eines Einzelnen verhallt." Darum ließ ich die Stimmen Vieler sich vereinen, solcher, in denen das deutsche Volk gerne seine Sprecher erkennen wird. Was Viele denken und sagen, dem unterwirft man sich leichter. Es ist die Stimme Gottes (vox populi vox dei), die zu einer Zeit spricht, in der die Deutschen sich

äußerlich gemeinsamer und bleibender zu gestalten entschlossen sind.

Ich hätte meinen Gerichtshof um viele ehrwürdige Beisitzer vermehren, und überhaupt alles noch anders ordnen und einrichten können, wenn mir bei meinen vielen Geschäften Zeit dazu geblieben wäre. Es schien mir aber besser, etwas zu geben, als meinen für Vaterland und Wissenschaft gleich guten Zweck fahren zu lassen. Auch so wird das gemeinsame Urtheil meines Gerichtshofes in unserm gemeinsamen Deutschland einen gemeinsamen Willen aufregen können. Die Fürsten werden hier die Wünsche ihrer Völker vernehmen, und die Völker ihre Sprecher kennen lernen.

Inhalt.

1) Allgemeinheit der französischen Sprache in Deutschland . . . . S. 2.

2) Gründe ihrer Allgemeinheit . . S. 3.

3) Vergleichung des innern Werthes der französischen und deutschen Sprache S. 7.

4) Einfluß der französischen Sprache auf deutschen Geist, deutsche Sitte, deutsche Sprache und deutsche Litteratur . S. 28.

5) Wichtigkeit der Muttersprache für jedes Volk . . . . . . S. 58.

6) Wiedereinsetzung der deutschen Sprache in ihre natürlichen und wohlverdienten Rechte . . . . . . S. 65.

7) Gesammtstimme . . . . S. 75

8) Schlußbemerkung . . . . . S. 78.

N. S. Erst mit der Satzverbesserung des letzten Bogens fällt mir Radlofs ähnliche Schrift in die Hände. So begegnen sich die Stimmen aus Süd und Nord! So verschmelzen die Gefühle für Vaterland und Sprache! —

Während Deutschland in dem Herzen Frankreichs sich Friede und Freiheit erkämpft, bauen wir daheim auch für die Sprachen beider feindseligen Völker einen Richterstuhl, um die Anmaßung und Zudringlichkeit der Ausländerinn abzuwehren, und die bedrängte und verachtete Mutter unsers Volks in ihre verlorenen Rechte wieder einzusetzen.

Wir bauen diesen Richterstuhl in Deutschland, denn auf deutschem Boden wurde die vaterländische Mutter von der Herrschsüchtigen verfolgt. Sie hat nie begehrt, sich in dem Auslande anzusiedeln; nur gastliche Freundschaft sollte beide vereinigen, aber aus der Gastfreundinn wurde eine Gebieterinn.

Wir bestellen zu Richtern die Schatten der Todten wie die Geister der Lebenden, zum Theil Kenner und Freunde der Ausländerinn, alle partheilose Denker, Freunde des Rechts und der Wahrheit. Möge die letzte, warnende Stimme dieses edlen Gerichtshofes an die Thronen deutscher Fürsten schlagen, und die Völker Deutschlands mahnen, ihre Sprache wie ihre Freiheit zu schützen!

1. Allgemeinheit der französischen Sprache in Deutschland.

Lateinisch und Griechisch lernen in Deutschland die Gelehrten; Englisch, Italienisch und Spanisch lernen Geschäftsleute, Dichterfreunde und Künstler; Französisch lernen Fürsten und ihre Räthe, Gelehrte, Künstler, Geschäftsmänner, Kaufleute und Handwerker, Reiche und Arme, Vornehme und Geringe. Es giebt keinen Stand, kein Alter, kein Gewerbe, dem die französische Sprache gauz fremd wäre.

An allen deutschen Höfen wird bei Hoffesten und feierlichen Gelegenheiten, bei den meisten alltäglich und gewöhnlich, in höhern Gesellschaften sehr häufig, französisch gesprochen. Alle Verhandlungen und Staatsgeschäfte sind bis auf die neueste Zeit in französischer Sprache betrieben worden. Mehrere Akademien und gelehrte Gesellschaften haben sich für ihre Memoires der französischen Sprache bedient. Alle öffentliche und Privatschulen bis auf die untersten Volksschulen herab, haben in ihren Unterrichtsplan die französische Sprache aufgenommen, und in den meisten Familien, selbst des niedern Bürgerstandes, findet man Privatlehrer für die französische Sprache. In keinem Lande werden so viele Grammairen und Dictionaire, französische Lesebücher und Anweisungen, die Sprache schnell und fertig zu erlernen, geschrieben und gedruckt, als in Deutschland. Von allen Erziehern und Erzieherinnen fordert man Kenntniß des Französischen und erläßt ihnen gerne dafür manche nöthige Eigenschaft. Auch die Aermsten haben für diese Sprache Zeit und Geld, auch die Kenntnißlosesten für sie Lust und Empfänglichkeit.

2. Gründe ihrer Allgemeinheit.

Die Gründe, welche ein Volk bestimmen können, eine fremde Sprache zur herrschenden zu machen, sind theils innere, theils äußere.

Innere sind die, welche aus der Vortrefflichkeit und Bildsamkeit der Sprache selbst hervorgehen. Die fremde Sprache kann durch ihren Reichthum, ihren Wohllaut, ihre Litteratur vor der einheimischen ausgezeichnet und dieser ein Vorbild seyn. Ihre Vorzüge können bei der formellen Bildung des Geistes, im Umgang, in der Musik besonders nützlich werden.

Aeußere sind die, welche in den geselligen und bürgerlichen Verhältnissen eines Volks liegen. Die fremde Sprache kann ein bequemes Verständigungsmittel aller Völker unter einander, also eine Weltsprache seyn. Besondere nachbarliche, literarische und kaufmännische Verbindungen können das Erlernen der fremden Sprache nöthig machen; vorzüglich können Erzieher und Erzieherinnen dadadurch ihr Fortkommen, und Gewerb- und Geschäftstreibende ihr Verkehr befördern. Auch kann die feine Sitte des höhern Gesellschafs-Lebens die fremde Sprache zur Umgangssprache erheben.

Wie viel läßt sich von diesen Gründen auf die französische Sprache anwenden? Wir wollen unsern Gerichtshof hören:

Graf v. Herzberg.

(Beiträge zur deutschen Sprachkunde, 1ste Sammlung, Berlin, 1794. S. 7 und 8.)

„Es ist nicht zu läugnen, daß die deutsche Sprache, die im 16ten Jahrhundert durch Luthers reinen und kraftvollen Styl, vorzüglich durch sei-

ne Uebersetzung der Bibel einige Fortschritte gemacht hatte, eines Theils noch in selbigem und im folgenden Jahrhundert durch die Italienische und Spanische Sprache, die am Wiener Hofe die herrschenden waren, andern Theils aber auch dadurch zurückgehalten wurde, daß die meisten Gelehrten lateinisch schrieben, und selbst Staatsschriften in dieser Sprache verfaßt wurden. Endlich gewann die französische Sprache, die in Ludwigs des Vierzehnten Jahrhundert so sehr vervollkommnet wurde, dermaßen in ganz Europa und am meisten in Deutschland die Oberhand, daß sie, und zwar vorzüglich in unserm Jahrhundert, theils wegen der Zierlichkeit und des reizenden Vortrags französischer Schriftsteller, noch mehr aber des großen Einflusses wegen, den der Französische Hof auf ganz Europa hatte und durch die Herrschaft der Mode, die sich die französische Nation zuzueignen wußte, die Hauptsprache aller Höfe und aller Societäten, bei Negotiationen, bei Staatsgeschäften und in Büchern wurde.

Friedrich Bouterwek.

(Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, 6ter B. Göttingen. 1807. S. 4.

Französisch zu leben und französisch zu sprechen, wurde seit dem Jahrhundert Ludwig's XIV. der ganzen gebildeten Welt zu einer so wichtigen Angelegenheit, daß mit dieser Epoche die moderne Monotonie der Sitten in Europa anfängt, und keine europäische Sprache mehr ist, die nicht durch den Einfluß der französischen oder durch Herabsetzung zu Gunsten der französischen mehr oder weniger gelitten hätte.

Kolbe.

(Ueber den Wortreichthum der deutschen und französischen Sprache ꝛc. 2ter B. Leipzig 1806. S. 438 - 442.)

Aber wie konnte die französische Sprache einen so mächtigen Einfluß gewinnen? wie kommt es, daß sie jetzt noch von Tausenden ihrer Anfänger vergöttert wird? — Die geographische Lage Frankreichs, das politische Uebergewicht dieses Staats, der gesellige Character der Nation, die einnehmenden Formen ihrer Sitten, ihr wetterleuchtender Witz, die Beschränktheit der Sprache selbst, die dem Auge nur leicht zu übersehende Verhältnisse darbietet, lösen das Räthsel ihrer allgemeinen Verbindung — und etwa die grillenhaften Launen des Zufalls, denen es wohl schon eher gefiel, einen Bettler auf den Thron zu erheben. — Den letzten Theil der Frage erklärt theils die Allmacht des Herkommens, die uns, was als schön uns überliefert wurde, ohne Untersuchung für schön annehmen heißt; theils liegt die Antwort in der oben gebrauchten Vergleichung. Ein Van der Werft ohne Kraft und Wahrheit, aber mit dem Vorzug der saubersten Ausführung, des zartesten Pinselstrichs findet tausend begeisterte Liebhaber, wo die großen edlen Formen eines Rafael nur einzelne Blicke fesseln. Unser durch künstliche Bildung verzärteltes Zeitalter hat nur noch Sinn für das Kleine und Artige; es kann große Umrisse nicht mehr fassen. Der von Frankreich ausgegangene Weltton, der den Mann dem Weibe erst näherte, dann unterwarf,*) hat die Gemüther ent-

---

*) Man hat von der französischen Sprache und Litteratur gesagt: beide hätten von den Weibern ihre Richtung erhalten; beide wären mehr für Weiber be-

entnervt; und wie in der Litteratur selbst nur das Glatte, Abgezirkelte gefällt, so muß auch die Sprache, der Glättung und Putz am vorzüglichsten gelingen, der kraftscheuen Menge vor jeder andern sich anschmeicheln. Selbst die griechische, wenn sie wieder auflebte, würde jetzt im Kampf mit der Französinn erliegen, — deren flimmernde Zierlichkeiten ganz auf die Bedürfnisse unsers verniedlichten Jahrhunderts berechnet sind.

Eben diese Zierlichkeiten sichern ihr auch im gesellschaftlichen Verkehr vor allen ihren Mitschwestern den Vortritt. Hier, wo das Große, Edle, Männliche geflissentlich umgangen wird, und das Artige, Tändelnde fast ausschließend seine Rolle spielt; wo der überfeinerte Weltmann in einem Kreise glänzender Nichtigkeiten sich herumdreht; mit der Geschäftigkeit des Ernstes bunte Seifenblasen auffsteigen läßt, die der nächste Augenblick zersprengt; wo er jeden Gegenstand nur im Fluge berührt, und Ertödtung der Zeit, nicht Anbau des Geistes durch inhaltsvolles Wechselgespräch sein Augenmerk ist, — hier bietet ihm die Französinn in ihren allgemeinen, lockern, zierlich herausgeputzten Formeln ein Mittel an, das Nichts, das er auszusprechen hat, in ein blendendes Gewand zu hüllen und die kahle Blöße seines Herzens durch rauschenden Klingklang des Ausdrucks zu decken; hier ist die Flatterhafte ganz in ihrem Element.

Illa se jactet in aula
Aeolis et clauso ventorum carcere regnet!

---

rechnet, als für Männer. Dies Urtheil ist im Ganzen wahr, und erklärt es, warum auch unter uns die Weiber vornehmlich, wie zu den Moden der Franzosen, so auch zu ihrer Sprache und Litteratur sich so eifrig bekennen.

3. Vergleichung des innern Werthes der französischen und deutschen Sprache.

Wir müssen beide Sprachen gegen einänder halten, und beider Verdienste wägen.

A. Ueber den Reichthum beider Sprachen.

Die deutsche Sprache ist reicher als die französische. Der Beweis läßt sich auf eine doppelte Art führen: erstens dadurch, daß die französische Sprache eine abgeleitete, die deutsche aber eine Ursprache ist, die sich durch ihreglücklichen Anlagen ganz frei und unbeschränkt durch Ableitungen und Zusammensetzungen in's Unendliche fortbilden kann; zweitens durch die Zeugnisse der Schriftsteller beider Völker.

a) Urtheil der Franzosen selbst:

Premonval in seinem Préservatif contre la corruption de la langue française sagt, indem er von der französischen Sprache spricht: „Moins douce que l'italienne; moins majestueuse que l'espagnole; moins concise et moins serrée que l'angloise; sans comparaison moins energique que l'allemande; avec cela moins riche, moins abondante qu'aucune peut-être des langues modernes, elle a pourtant assez des ressources rc. — Und an einem andern Orte: L'allemand en est-il moins une des langues les plus riches et les plus énergiques, qui soient au monde. — Ein gewisser Borelly beschuldigt sogar unsere Sprache eines unmäßigen Reichthums, und giebt uns den Rath, sie nach französischer Art zu beschneiden. Auch Voltaire ist dieser Meinung und Delile entwickelt die Gründe, warum die französische Sprache, vor-

nemlich in poetischer Hinsicht, arm und schwach sey.

Villers (spectateur du Nord, Avril 1800. 19) behauptet, daß der Reichthum beider Sprachen einander das Gleichgewicht halten dürfte.

b) Urtheil der Deutschen.

v. Archenholz (Minerva, April 1800) giebt die Anzahl der Wörter in der französischen Sprache auf 28000, die der deutschen auf 80000 an. Wolke will nach einem Ueberschlage obige Zahl auf 100000 angegeben wissen. — Daß dies nicht übertrieben sey, ergiebt sich aus dem Campeschen Wörterbuch, und aus Bestätigungen mehrerer Wortforscher, wie Radloff. (Kolbe S. 1 — 8.)

B. Ueber die Beugung (Deklination.)

Die deutsche Sprache ist in der Beugung ihrer Redetheile mangelhaft und arm gegen die Griechinn und Römerinn, aber reich gegen die Französinn. Diese kennt, außer in dem Artikel, keine Beugungsfälle. Und wie viel kürzer und edler kann hier der Deutsche sich fassen! Man höre: gelehrigen Ohr's, raschen Trittes, und nun den Franzosen: d'une oreille docile, d'une marche précipitée. — Auch kennt die französische Sprache nur zwei Geschlechter, das männliche und weibliche; die deutsche hat noch das geschlechtlose. (Kolbe S. 10.)

C. Ueber die Steigerung. (Comparation.)

Der Deutsche steigert alle Adjektive, so fern sie überhaupt ihrer Natur nach einer Steigerung fähig sind, durch die Sylben er und st, schnell, schneller, schnellst; der Franzose muß immer umschreiben durch plus und le plus, plus grand und le plus grand. (Kolbe S. 21.)

D. Ueber die Verkleinerungen.

Wie beschränkt sind die Franzosen! fillette, femmelette, animalcule, arbrisseau, dameret.

Im Deutschen nehmen fast alle Wörter von sinnlicher Bedeütung die verkleinernde Form an, durch chen, lein, el und eln, z. B. Mädchen, Mägdlein, Mädel, lächeln. (Kolbe S. 22.)

E. Ueber den Gebrauch der Zeit- und Beiwörter als Substantiva.

Wie reich ist der Deutsche! alle Verba sind ihm auch Substantiva: das Essen, Gehen, Trinken, Denken, Empfinden, Fahren, Reiten, Stehen, Kommen 2c. 2c. und sie alle kann er dekliniren. Wie arm der Franzose! Er hat fast nur: **le manger, le boire, le parler, le dire, le faire, le lever, le coucher.** Wörter wie **le savoir, le rire, le sourire, l'être, le bien - être, le mal - être** 2c. siud zu wirklichen Substantiven geworden, wie unser Leben, Vermögen, Wesen und andere. — Auch ist die Zahl der Beiwörter, die der Franzose als Substantiva gebrauchen kann, nicht beträchtlich; der Deutsche kann alle Adjektiva dazu erheben. (Kolbe S. 24 und 27.

F. Ueber Ableitungen und Zusammensetzungen.

Wo ist, außer der Griechischen, eine Sprache, die es hier mit der deutschen aufnehmen könnte! Die französische Sprache führt ihre Stammwörter theils vereinzelt vor, theils mit wenigen Ableitungen umgeben, die oft mißgestaltet und unter sich so verschieden sind, daß man sie kaum als zu einem Geschlecht gehörig betrachten kann. — Bei den Deutschen treten die Urwörter, jedes mit einer zahlreichen Sippschaft auf; die Ableitungen sind größtentheils regelmäßig gebildet, und jeder derselben ist Zug und Charakter des Stammworts so fest eingedrückt, daß man sie zugleich für Mitglieder Einer Familie erkennen muß. — Zu diesen

Ableitungen gesellen sich noch die Zusammensetzungen, die, weil hier dem Schriftsteller kein anderes Gesetz gilt, als nebst dem Wohlklange, der vernunftmäßige Zusammenhang der Wörter und Begriffe, die er verbindet, durch keine Zahl bestimmt werden können. Aus diesem Doppelquell fließt größtentheils der ganze unermeßliche Reichthum unserer Sprache. — Dieser Quell, der aus Zusammensetzungen die Sprache befruchtet, ist für die französische Sprache, zufolge ihrer innern Beschaffenheit, fast gar nicht vorhanden. Aber auch jener, der in Ableitungen sich ergießt, rinnt für sie nur karg und träge. Sie hat in Vergleich mit der deutschen wenig daraus geschöpft, und da sie durch die Bemühungen gelehrter Gesellschaften und die zahme Fügsamkeit der Schriftsteller zum Stillstand gekommen ist, so scheint ihr auch für die Zukunft die Fähigkeit benommen, daraus zu schöpfen. (Die Beweise, wenn es ihrer bei einer so bekannten Sache bedarf, giebt jede Grammattik und jedes Lexicon.) Mit dieser Bemerkung allein dürfte die große Frage über den gegenseitigen Reichthum beider Nebenbuhlerinnen wirklich schon entschieden seyn, denn eine Sprache, die die Freiheit hat, immer wachsend fortzuschreiten, und der ein Ueberfluß lebender Analogien zu Gebote steht, aus denen, wie aus eben so viel unversehrten Formen, sie stets noch neue Schöpfungen hervorruft, muß wesentlich reicher seyn, als eine andere, die sich nicht mehr bewegen darf, und, wenn sie es auch dürfte, der stark ausgesprochenen Analogien nur wenig besitzt, mit deren Hülfe sie neue Beziehungen sich schaffen könnte. (Kolbe S. 65. ꝛc.) Vergl. Adelungs deutsche Sprachlehre, Campe über die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache. u. s. w.)

Poetische Zusammensetzungen, wie donner-

schwanger, schenkelrasch, freudetrunken, goldgelockt, tausendjährig, bogenkundig, kann die französische Sprache gar nicht nachbilden, um so weniger, da sie überhaupt den Ellipsen, dieser Zierde der poetischen Sprache, abhold ist.

G. Ueber die Kürze des Ausdrucks.

Hier ist wieder das Uebergewicht der deutschen Sprache! — Die vorzüglichsten Mittel, die unserer Sprache zu Gebote stehen, um kürzer zu seyn, sind:

Reichthum an Ableitungen und Zusammensezzungen. z. B. besiegbar, qui peut être vaincu; unbeleidigt, sans avoir été offensés.

Gebrauch der Zeit- und Beiwörter als Substantiva.

Elliptische Wendungen.

Größerer Reichthum an grammatischen Formen.

(Beweise findet man reichlich in Kolbe, S. 318 — 330.

Und dennoch ist die Schreibart der Deutschen weitschweifiger! (S. Kolbe und Jenisch in dessen Preisschrift)

Man muß dies zugeben. Der Hauptgrund liegt wohl darin, daß man die Sprache, ihrer Natur entgegen, den französischen Formen mit Gewalt hat anzwingen wollen. Dies thaten unsere früheren Schriftsteller ohne Geschmack, die spätern zwar mit mehr Geschmack, aber nicht besserm Erfolg. Ein anderer Grund ist: was im französischen, weil es mit dem Wesen der Sprache übereinkommt, nicht weitschweifig scheint, wird es, wörtlich übertragen, fast immer bei uns. Ein kurzes Beispiel mag dies beweisen: Les cartes, revues et corrigées par vôtre frère m'ont été rendues ce matin heißt wörtlich: die von Ihrem Bruder durchgesehenen und verbesserten Karten sind mir diesen Morgen eingehän-

digt worden. Das Schleppende im deutschen ist auffallend. Ein dreifacher Grund bewirkt, daß in der französischen Sprache die Gedehntheit minder auffällt als in der unsrigen:

1) Der leichtere Klang der Wörter. Der Körper ihrer Sylben ist luftiger, schwebender, als der Deutschen. Sie besitzen der Kürzen weit mehr als der Längen, und selbst diese haben einen losern Takt als bei uns. So treten sie flüchtiger auf, und bewegen sich gleichsam schneller im Ohr. Der herrschende Fuß in der Sprache ist der Anapäst, daher ihr rollender Gang. Wir haben, nebst einem Ueberfluß an Mitlautern, der Längen bei weitem mehr als die Franzosen. Unser Hauptfuß ist der trägere Chorus. Dies giebt unsern Wörtern einen bedächtigern, festern Tritt. Selbst unsere Umstandswörter und Hülfswörter, Redetheile, die immer und immer wiederkehren, sind breiter und kündigen sich lauter an als dort. Man vergleiche nur einer mit un, gewesen mit été, ich habe mit j'ai, ich werde mit je suis, gehabt mit eu, oder mit ou u. s. w. So müssen unsere Zeichen bemerkbarer und ihre unnütze Anhäufung auffallender seyn, als im Französischen. Ich möchte in Ansehung ihres Klanges die letztere Sprache mit einem leichten Tänzer vergleichen, der mit dem Fuß die Erde kaum berührt. Der Deutsche ist ein Krieger in voller Rüstung, unter dessen Tritt die Erde dröhnt. Beide thun eine gleiche Anzahl von Schritten. Aber der erste ist schneller fertig, und da seine Bewegung Schlag auf Schlag erfolgt, so scheint er wirklich der Takte weniger angegeben zu haben, als der andere, der jeden Tritt schärfer und voller austönen läßt! (S. Kolbe S. 335. ꝛc.) Dieser Umstand besonders ist es, dem die französische Sprache ihre An=

muth verdankt, wodurch sie sich von ihren Schwestern so vortheilhaft unterscheidet.

2) Die einfache Wortstellung. (S. Kolbe und Jenisch.)

3) Scheu vor langen Perioden, — die gleichsam durch stillschweigende Uebereinkunft den absetzenden Styl bei den Franzosen zur Regel erhoben hat. Diese Scheu ist gegründet erstlich, in ihrer natürlichen Lebhaftigkeit, die den Sprung mehr liebt als den festen Gang; und dann in dem Hauptgesetz der Sprache, der Deutlichkeit, der lange Perioden, weil sie den Sinn aufhalten, mehr oder weniger schaden.

In dem Klange unserer Sprache können wir nichts ändern, auch in unserer Wortstellung*) nicht. Es scheint sich also zu ergeben, daß, wollen wir Nervenlosigkeit und Dehnung vermeiden, wir von den Franzosen weit mehr abweichen, als uns an sie drängen müssen. Je mehr wir dies thun, je mehr wir ihre Wendungen, ihren Ausdruck, ihre ganze Darstellungsart uns nachzuahmen bestreben, desto schlaffer und weitschweifiger muß unser Vortrag seyn. (Siehe Kolbe S. 336 — 337.

H. Ueber den Wohlklang.

Hier müssen wir dem Franzosen den Vorzug einräumen! die französische Sprache ist vieltöniger und wohlklingender als die deutsche.

Sie ist vieltöniger. Dies ergiebt sich schon daraus, daß sie mehr Stammwörter und weniger Ableitungen hat, daß ihre Ableitsylben nicht so

---

*) Wollen es auch nicht; denn eben diese Wortstellung macht es uns möglich, den Griechen und Römer, den Spanier, Italiener und Engländer wörtlich zu übersetzen, was nun und nimmer dem Franzosen gelingen kann. Die Beweise liegen vor aller Welt Augen.

stark und unwandelbar sind, und daß sie nicht zusammensetzen darf. — Was auf einer Seite den Stolz unserer Sprache begründet, die Gewandheit, mit der sie in sich selbst sich regt und lebendig ist, das drängt ihr andrerseits eine Einförmigkeit auf, gegen die der Schreibende oft nur mit der größten Anstrengung sich wehrt. Wie oft führt der endlose Schwarm unserer Ableitungen und Zusammensetzungen dieselben Sylben, dieselben Wörter zurück, die immer und immer mit schon vernommenen Tönen das Ohr berühren! Man denke nur an unsere vielen mit Vorwörtern: an, ab, auf, zu u. s. w. verbundenen Bezeichnungen, an unsere Richtungswörter zurück, herunter, herauf u. s. w., an unsere Endungen in ung, ei, keit, bar, lich, u. s. w., vornemlich in en, ern, eln, die schon durch Dumpfheit des Klanges mißfallen. Offenbar überwiegt hier die französische Sprache, die in ihren vielen Stamwörtern nur selten gleichtönende Sylben zuläßt; die selbst die Ableitsylben ihrer Muttersprache vermannichfacht hat; die keine Richtungspartikeln kennt; die fast nie veranlaßt wird, in Zusammensetzungen schon oft gehörte Laute aufzuführen, — und so, von Wiederhohlung frei, mit rastlos wechselndem Farbenspiel, immer neu und immer gefällig dahertritt. (Kolbe 2. Th. S. 1 und 2.)

Sie ist wohlklingender, denn in ihr ist erstlich mehr gleiche Anzahl der Selbst- und Mitlauter, welche letztere sich im französischen besonders gut zusammenstellen; ferner kommen die tönenden Selbstlauter a, o, â und ô ungleich häufiger in ihr vor als bei uns. Ein besonderer Quell ihres Wohllauts ist ihr stummes e, eine Eigenheit, die sonst in keiner andern europäischen Sprache anzutreffen ist. — (S. Kolbe 2. Th. S. 2 bis 15.) Dagegen ist im Deutschen mehr

Uebereinstimmung des Klangs mit dem Inhalt (rauschen, plätschern, rollen, lispeln, zwitschern,) und ein genaueres Zeit- und Tonmaaß, worin unsere Sprache ihre Nebenbuhlerinn gar sehr übertrifft. (Kolbe S. 15.)

I. Ueber den Vortrag.

Auch in der Leichtigkeit des Vortrages muß der Deutsche dem Franzosen weichen! Kolbe sagt: es ist unserer Sprache anzumerken, daß sie noch nicht Zeit gehabt, wie ihre Nebenbuhlerinn sich zu setzen. Die letztere, unaufhörlich und rastlos in allen ihren Theilen von tausend geschäftigen Händen bearbeitet, hat allen überflüssigen Stoff ausgestoßen — freilich mit dem Unkraut oft den Weizen — hat gerade nur soviel Bezeichnungen übrig behalten, als sie nothwendig braucht, aber diesen, zwar geringen, doch gewählten Vorrath auf das emsigste auszubilden sich befleißigt. So hat sie nicht nur für einzelne Begriffe ihre Zeichen fest und streng umrissen, sondern auch für zusammengesetzte sich stete Formen geschaffen. Die geläufigsten Gedankenverbindungen haben ihre unveranderlichen Ausdrücke und Redensarten erhalten, die, so wie die Begriffe, die sie zu bezeichnen bestimmt sind, die Seele des Sprechenden anregen, immer in denselben Worten, ohne Zusatz oder Auslassung wiederhohlt werden; daß man mit Recht sagen kann: die Sprache bestehe aus einer geschlossenen Anzahl von Formeln, die der Redende und Schreibende nur auf eine, seinen Absichten angemessene Weise, neben einander zu stellen braucht.*) — Daher größtentheils der schöne

---

*) Daher sind Sprache und Poesie noch dieselben, die sie unter Ludwig 14. waren. Die Sprache ist also lebendig todt, und gegen die deutsche gehalten, im Rückschreiten.

leichte Vortrag des Franzosen so im Gespräch als in Schriften. Wörter und Wendungen kommen ihm von selbst entgegen, weil die Anzahl jener abgeschlossen ist, und diese schon in seinem Gedächtniß ganz fertig daliegen. Uns macht der Ueberfluß an Bezeichnungen die Wahl schwerer, und zu vermehrten Begriffen müssen sich die Wörter erst mühsam zusammenfinden. — Zu dieser Leichtigkeit des Vortrags trägt auch die angeborne Plauderhaftigkeit der Nation nicht wenig bei. Der Franzose spricht unaufhörlich, daher er mehr Uebung als der schweigselige Deutsche in seiner ohnehin beschränkten Sprache hat, und ihre Elemente fertiger zu mischen und zu verarbeiten lernt. (Kolbe 1. Th. S. 277 — 278.)

K. Uebersetzungen und Kritiken.

Voltaire's Probierstein des Schönen war — die Uebersetzung. Was sich nicht übersetzen ließ, in's Französische sich nicht übersetzen ließ, das hatte für ihn keinen ästhetischen Werth. So begreift sich's freilich, wie die Heroen der griechischen Litteratur ihn anekeln konnten. — Aber auch den Römern war damit der Stab gebrochen. Denn was für eine traurige Rolle müssen diese nicht — ein Virgil, ein Horaz — in französischen Dolmetschungen spielen! Und die Engländer und die Deutschen! — Ja, es kann dann überall außer dem Bezirk der französischen Litteratur keine Schönheit bestehen. Denn giebt es wohl eine Sprache, die mehr als die Französische zum Uebersetzen untauglich wäre? — Umschreiben mag sie zwar wohl, und in allgemeinen Umrissen nachbilden; aber eigentlich übersetzen, d. h. Styl und Charakter eines fremden Urbilds mit allen seinen Eigenthümlichkeiten in ihren Grund und Boden verpflanzen, das kann sie nicht.

Und

Und warum kann sie es nicht? — diese Frage hat sich noch kein Franzose bestimmt beantwortet. Sie jammern nur im Allgemeinen über Beschränktheit der Wortfolge, über Zaghaftigkeit der Sprache, über verzärtelten Geschmack der Nation, der das Starke widre. — Der Grund liegt vornehmlich darin, daß es ihr an so viel Mitteln gebricht, die andern Sprachen zu Gebote stehn; daß sie nur wenig Zeit- und Beiwöeter als Benennungen gebrauchen darf; daß die Anzahl ihrer Ableitungen so beschränkt ist; daß sie die Vortheile der Worteinung fast gänzlich entbehrt; daß sie der zusammengesetzten Zeitwörter, in Vergleich mit andern Sprachen, nur äußerst wenig besitzt; daß ihr so viel Ableitsylben fehlen, wodurch *ihre mehr* begünstigten Schwestern Hauptbegriffe mit bedeutenden Nebenbegriffen *vermählen* können; ferner daß sie im Periodenbau und im Gebrauch des figürlichen Ausdrucks so seht beengt ist; — und *endlich*, daß sie der grammatischen Formen ungleich weniger aufzuweisen hat, als andre Sprachen. So fehlt es ihr an Schwingen, mit diesen gleichen Flug zu halten; sie muß dem Ziele, dem die letzteren in geradem Fluge zueilen, sich mühsam auf Umwegen und Krümmungen entgegen schleppen; sie muß überall, wo andere Sprachen die bemerkten Vorzüge und Eigenheiten vordrängen, — das heißt, fast in jeder Zeile, — verstummen oder umschreiben. (Kolbe, 1ster Th, S. 381.)

Die metrischen Uebersetzungen vollends können ihrem Wesen nach nichts, als verschwemmende Paraphrase seyn. Das Mechanische des Versbaues ist in der französischen Sprache ungleich schwieriger als in der deutschen. Die Sprache hat weniger Reime, und der Dichter ist in der Wahl der-

selben weit beschränkter, als bei uns. Nie dürfen zwei Selbstlauter, außer in der Mitte eines Worts oder nach einer verbissenen Endsylbe, einander begegnen. Der Wechsel männlicher und weiblicher Reime, — obgleich die weiblichen gegen das stumme e selten vortönen, und mehr dem Auge gelten als dem Ohr, — wird streng beobachtet. Nie dürfen Sylben, außer wo ein stummes e das Wort beschließt, zusammengezogen, nie die Pause des Abschnittes und des Ausganges vernachläßigt werden. Es sind keine oder wenige Einheiten im Ausdruck, keine oder wenige Versezzungen erlaubt. Den Gesetzen, die dem Prosaiker vorgeschrieben sind, muß auch der Dichter sich fügen. (Kolbe, 1. Th. 386.)

Selbst die der Sprache eigenthümlichen Versarten legen dem Dolmetschenden unübersteigliche Hindernisse in den Weg. — Wie sehr die äußere Form eines Gedichts mit dessen Innern zusammenhängt, und wie kräftig der Geist des Dichters auch in dem metrischen Ausschmuck desselben sich abprägt, bedarf keines Beweises. Daher für uns die Regel: Gedichte nie anders als in dem Rhythmus des Originals zu übersetzen. — Aber diese Regel, so sehr sie der Natur der Sache angemessen ist, kann im Französischen nicht gelten. Die Sprache weigert sich, die metrischen Formen fremder Poesie anzunehmen. Sie ist auf ihren Vers beschränkt, der dem Verse keiner andern Nation entspricht. Sie kann weder dem Sylbenmaße der Alten und unter den Neuern der Deutschen, noch die achtzeilige Stanze und die Terzine der Italiener, noch die Blankverse der Engländer, noch die Assonanzen der Spanier sich aneignen. Sie darf über ihren Alexandriner, über ihren eilfsilbigen Vers, über ihre eingeführten lyrischen — denen gesammt der Reim wesentlicher Beding ist, —

schlechterdings nicht hinaus. Selbst das Sonnet, das sie ohnehin in seiner ursprünglichen Form, mit lauter weiblichen Reimen nicht hat aufnehmen können, ist ihr fremd geworden. (Kolbe 1ster Th. 387 ꝛc.)

Der vielseitige Reichthum, das Edelste, was einer Sprache zu Theil werden mag, — von dem die Französinn kaum das Unentbehrlichste sich angewann, floß in überströmender Fülle der deutschen zu, und sie schaltet darüber mit der ungebundensten Freiheit, daher der große Unterschied zwischen beiden Nebenbuhlerinnen; die deutsche Sprache sagt was sie will, die französische, was sie kann. (Kolbe 1. Th. S. 383.)

(Streit unter zwei Franzosen.)

1. Dieses darfst du *nicht* im Französischen sagen. 2. Du siehst doch
Hoffentlich, daß es verdient gedacht zu werden. Ich sag' es!
1. Aber du darfst nicht! 2. Du bist ein Sklav der gehorsamsten Sklaven
Einer Akademie, die von allerlei Scheine beherrscht ward.
(Klopstock's Werke, B. 7. S. 394.)

Der Franzose sagt, und glaubt dadurch seine Ueberlegenheit in Sachen des Geschmacks darzuthun: Ihr übersetzt unsre Bücher ohne Zusatz und Wegnahme; wir müssen die eurigen beschneiden und umschmelzen, wenn sie für uns genießbar werden sollen. — Die Erscheinung ist leicht erklärbar. Die französische Sprache ist gleichsam nur ein Aushub aus reicheren Sprachen, als ein abgeschnittener Theil derselben anzusehen, und die Sprache ist es, die als Trägerinn der Litteratur ihren Charakter vornehmlich bestimmt. Eine Litteratur, gepfropft auf eine freie Sprache, wird also leicht die beschränkten Formen der französischen in sich

aufnehmen können; aber nicht umgekehrt. So wie ein Zwerg zwar wohl in einen Riesenpanzer, aber nicht ein Riese in den Panzer eines Zwergs hineingeht. (Kolbe, 1. Th. S. 384.)

Die französischen Schriftsteller haben unter sich in Styl und Darstellung die größte Aehnlichkeit. Ursprünglich liegt der Grund davon in der überfeinerten Kultur der Franzosen, oder ihrer übereinkömmlichen Höflichkeit, — die sie alle gleich färbt, und bei dem Einzelnen drn Menschen mehr oder weniger verschleiert. Denn so grell die Nation als Nation hervortritt, so wenig unterscheidet sich der Einzelne von dem Einzelnen. Der Franzose ist sein ganzes Leben hindurch Schauspieler. — Dieser Umstand erklärt so manche Erscheinung in seiner Sprache und in seiner Litteratur. Daher die Schwäche der Dichter in Charakterzeichnungen; weil sie den Menschen selten sehen, wie er ist; — daher die Tonlosigkeit der Sprache, weil der Franzose das Starkausgesprochene haßt; — daher die große Anzahl geschlossener Phrasen, weil er in seinen feinen Zirkeln, aus Furcht den Menschen aufzudecken, sich nur in Allgemeinheiten herumdreht, die leicht in Formeln zu bringen sind; daher die Armuth der Sprache überhaupt, und besonders ihr Mangel an versinnlichenden Zeichen, an grammatischen Eigenheiten, an Freiheit in der Wortstellung u. s. w. weil er, um seine Allgemeinheiten anszusprechen, alles das nicht braucht; daher sein leichter Vortrag, weil das Allgemeine weniger Zeichen bedarf als das Besondere; daher sein beengter Geschmack, sein Wust willkürlicher Regeln, sein Festhalten der äußeren Formen, weil ihm Künstlichkeit und übereinkommlicher Anstand mehr gilt als Natur, weil ihm die Form dem Inhalt, der Schein dem Wesen vorgeht; daher seine Scheu vor dem Kecken, Originellen, Kräftigen,

weil alles dies auszeichnet, — daher seine Unanlage zur Poesie, weil diese das Besondere sucht, und das Allgemeine meidet, weil sie die Menschheit wiederspiegeln soll, nicht die Larve, die sie vermummt; daher endlich die Aehnlichkeit der Schriftsteller in Ton und Darstellung. (Kolbe, 1. Th. 384 ꝛc.)

Keine der Nationen hat feinere Kritiker, größre,
Denn die Franzosen; doch Eins führet sie tief in die Irr',
Ihnen ist Meisterwerk (Einheimisches nur!) was sich über
Mittelmäßiges kaum flatterndes Fluges erhebt.
(Denkt euch das Meisterwerk vor dem Stuhl des olympischen Richters;
Sie vernehmen auch dort keinen gelinderen Spruch.)
Wie sie euch alles vergolden, was silbern ist! fast auch des Kenners
Scharfe Blicke getäuscht, täuschen! so gleißet ihr Gold.
(Klopstocks Werke, B. 7. S. 394.)

L. Sinn für die alten Sprachen.

Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß zwischen Griechen und Franzosen eine zu große Kluft befestigt ist, als daß sie die Schönheitsformen, die bei jenen aus dem Wesen ihrer Sprache und ihrer mit derselben genau verbundenen Sinnesart hervorgegangen waren, als solche wirklich anerkennen, und was die Griechen dabei empfanden, ihnen rein und scharf nachzuempfinden vermöchten. — Hieraus läßt sich begreifen, wie in Frankreich der Eifer für die griechische Sprache und Litteratur so sehr erkalten konnte, daß beide nun sogar auf Befehl der Regierung aufgehört haben, ein Gegenstand des öffentlichen Unterrichts zu seyn! Wie ganz anders in Deutschland, wo — aus den entgegengesetzten Gründen — dieser Eifer von Tage zu Tage zunimmt! wo ein Verbot wie jenes, nicht mit Unrecht, ein Zeichen wieder einbrechender Barbarei heißen würde.

Auch erklärt es sich aus der eigenthümlichen Beschaffenheit der französischen Sprache, warum die Römer, deren Eigenheiten den Franzosen näher lagen, bei ihnen in größerm Ansehen stehen, als die Griechen. Ihre Sprache ist eine Tochter der lateinischen und hat manches von derselben angenommen. Auch nähert sich die künstliche Bildung der Römer der französischen ungleich mehr als die griechische, die ein Werk der allmählig fortschreitenden Natur war, und zumeist aus eigenen Keimen, von Luft und Boden begünstigt, zu einer kraftvollen selbstständigen Pflanze sich entwickelte. Kein Wunder demnach, daß die ersten Männer der Nation überall, wo sie Griechen und Römer vergleichend neben einander stellen, den letzteren vor den ersteren den Vorzug einräumen! Man sehe nur, wie z. B. ein Voltaire über Homer und Virgil, über Pindar und Horaz, über Theokrit und Virgil urtheilt.

Man kann es ohne Beweis annehmen, daß kein Franzose einen Griechen verstehen kann. — Unter allen Völkern des Erdbodens giebt es keines, das weniger geschickt wäre, aus dem gewohnten Kreise der Empfindung herauszutreten; in die Lage, in die Gebräuche, in die Staatsverfassung, in die ganze fremde Welt anderer Nationen einzugehen, als die Franzosen. Ueberall wollen sie sich und nur sich wiederfinden. Alles, was im mindesten von den Formen abgeht, die von ihrer Jugend her sie umgeben haben, ist ihnen entweder lächerlich oder zuwider. — Wie könnten sie also mit den Griechen übereinstimmend fühlen, deren Sitten, deren ganze Denkart von der ihrigen so völlig verschieden waren; die einen ganz andern Weg der Kultur betreten hatten, und deren Sprache in Bau und Anlage von der ihrigen sich so ganz entfernte?

Selbst die eifrigsten Lobredner der Griechen, selbst jene Gelehrten, die, in dem berüchtigten Streit über die Vorzüge der Alten und der Neuern, mit so vieler Hitze die ersteren verfochten, — ein Boileau, eine Dacier, ein Racine — hatten den Geist der Griechen wohl schwerlich gefaßt; es war wohl größtentheils nur eingesogenes Vorurtheil, was sie zu so eifrigen Beschützern derselben machte. Ihre Urtheile über griechische Art und Kunst, sind so kahl, so flach, so nüchtern, treffen so gar wenig znm Ziel!

M. Zwei Urtheile über französische Poesie.

Joh. Gottfr. Eichhorn.

(Geschichte der Litteratur, 4ter B. 1ste Abthl., Göttingen 1807. S. 289.)

Die französische Poesie ist nichts als anständige Rede, mit Artigkeit und Putz reichlich ausgestattet, und der Zweck der französischen Dichter kein anderer, als durch eine delicate Auswahl der Gedanken und Bilder, durch Freiheit der Wendungen, durch strenge Beobachtung des Schicklichen im Ansdruck, durch eine correcte, präeise nnd gut versificirte Sprache zu belehren, und angenehm zu unterhalten. Die französischen Dichter legen sich nicht die Pflicht auf, die Tiefe und die Innigkeit des Gefühls selbst auszusprechen, sondern sie beschreiben es nur; sie bemühen sich nicht, das Interessante durch freien Aufflug der Phantasie bis zum Idealen zu erheben, und ihm dadurch poetische Würde zu geben, sondern sie begnügen sich, dasselbe elegant darzustellen. Ein überhingehendes, leises Berühren der Empfindung, ein leichtes Spiel des Witzes und der Phantasie in wohlklingenden Versen mit prosaischer Eleganz, ist Charakter der französischen Poesie.

v. Göthe.

(Wilhelm Meister's Lehrjahre.)

Göthe legt seinem Wilhelm Meister folgendes Urtheil über Racine in den Mund: „Ich kann es mir vorstellen, wie vornehme und erhabene Personen einen Dichter schätzen müssen, der die Zustände ihrer höhern Verhältnisse so vortrefflich und richtig schildert. Corneille hat, wenn ich so sagen darf, große Menschen dargestellt, und Racine vornehme Personen. Ich kann mir, wenn ich seine Stücke lese, immer den Dichter denken, der an einem glänzenden Hofe lebt, einen großen König vor Augen hat, mit den Besten umgeht, und in die Geheimnisse der Menschheit dringt, wie sie sich hinter kostbar gewirkten Tapeten verbergen. Wenn ich seinen Britannicus, seine Berenice studire, so kommt es mir wirklich vor, ich sey am Hofe, sey in das Große und Kleine dieser Wohnungen der irdischen Götter eingeweiht und ich sehe, durch die Augen eines fein fühlenden Franzosen, Könige, die eine ganze Nation anbetet, Hofleute, die von viel Tausenden beneidet werden, in ihrer natürlichen Gestalt, mit ihren Fehlern und Schmerzen. Die Anekdote, daß Racine sich zu Tode gegrämt habe, weil Ludwig XIV ihn nicht mehr angesehen, ihn seine Unzufriedenheit fühlen lassen, ist mir ein Schlüssel zu allen seinen Werken, und es ist unmöglich, daß ein Dichter von so großen Talenten, dessen Leben und Tod an den Augen eines Königs hängt, nicht auch Stücke schreiben solle, die des Beifalls eines Königs und eines Fürsten werth seyen.“

Diese Charakterschilderung Racines spricht den Charakter der ganzen französischen Poesie aus, die von dem Hofleben für das Hofleben geboren und erzogen wurde. Die Dichter anderer Natio-

nen schreiben und schreiben für den Menschen; die französischen für den Hofmann. (Kolbe, 1ster Th. 416.)

Ihrer goldenen Zeit Nachwelt verwirf nur nicht alle,
Außer Racinen. Sey, Deutscher, nicht hart und verschone das Schooßkind.
Denn der Richtende kann, wie du weißt, auch allzu gerecht seyn.
(Klopstock's Werke, B. 7. S. 379.)

N. Endurtheil über beide Sprachen.

a) eines Deutschen.

Die Vorzüge, die die französische Sprache vor der Deutschen voraus hat, sind, — ihre Deutlichkeit ausgenommen, die sie ihrer leichten und festen Wortfolge vornemlich verdankt, und ihren Wohlklang, der auf die eigenthümliche Beschaffenheit ihrer tönenden Elemente sich gründet — weit schwerer zu bestimmen und mit befriedigender Genauigkeit anzugeben, als deren diese vor jener sich erfreut. Man spricht viel von der Feinheit, der Anmuth, der Grazie, der Leichtigkeit und Gewandheit der französischen Sprache; aber ohne sich auf bestimmtere Erklärungen oder Beispiele einzulassen. Selbst Rivarol, wiewohl er in seiner bekannten Preisschrift diese Vorzüge in dithyrambischem Tone feiert, hütet sich wohl, ins Einzelne zu gehen.

Die Kraft und Energie, die unsere Sprache vor andern auszeichnet, geht aus ihrem innersten Wesen hervor; aus ihrem überwiegenden Reichthum an inhaltsvollen Nebenbegriffen, an elliptischen Wendungen, an grammatischen Redeformen; aus ihren Wortzusammensetzungen; aus ihren mit Vorsylben und Bestimmungswörtern verbundenen Zeitwörtern; aus der Freiheit ihrer Wortstellung; aus ihrem starken, vollen Klange. ꝛc.

Dem Deutschen ist der Charakter der Herzlich-

keit eigen. Dieser Charakter hat sich in seiner Sprache, dem Werkzeuge seines Denkens und Empfindens, in nicht leisen Zügen ausgeprägt; und oft liegt er in Worten und Formen, die der Franzose aufs genauste nachbilden kann. Aber da diesem jener zutrauliche gutmüthige Treusinn durchaus fremd ist, so verliert sich beim Uebergang der zarte belebende Hauch. Der Buchstabe bleibt, aber der Geist verfliegt.

So klingt, um Ein Beispiel anzuführen, in unserer Sprache das vertrauliche du ungleich herzlicher, gemüthlicher als das ihm entsprechende tu in der französischen. Den Wörtern brausen, quillen, strömen, toben, sausen, krachen, rasseln u. s. w. entsprechen die französischen bruire, sourdre, couler, tapager, siffler, craquer, sévir — die den Hauptbegriff vollständig wiedergeben. Dennoch wird man fühlen, daß in poetischer Hinsicht vorzüglich die deutschen Wörter von ganz anderm Gehalt sind, als die französischen. — Offenbar, weil dem Deutschen ursprünglich tieferes Gefühl und mehr poetischer Sinn zu Theil wurde, als dem Franzosen, dessen Mangel an echt dichterischem Geiste seine trockene, abgedorrte Sprache, der es so durchaus an malerischen Bezeichnungen für die Phantasie gebricht, und seine ganze poetische Litteratur, die mühsam aus entlehnten Stoffen, nicht aus eigenem, erwuchs, und nur weniges aus der Fülle angeborner Kraft sich schöpfte, unwiderleglich bezeugen. —

Eben so wird die Feinheit, Gewandheit, Beweglichkeit, die in dem Geiste des Franzosen so entschieden vorwaltet, in den einzelnen Wörtern und Formen seiner Sprache sich ausgeprägt haben, ohne daß es jedesmal zu bestimmen seyn möchte, in welchen Theilen derselben er sich wirksam zeigt. Sie können diese Formen, in die Sprache einer

andern Nation, bei der jene Eigenschaften so vernehmlich sich nicht aussprechen, unverändert hinübergepflanzt werden, und werden doch, ungeachtet der scheinbaren Gleichheit, einen ganz verschiedenen Eindruck hervorbringen. (Kolbe, 2ter Th. S. 269.

Es ergiebt sich unwidersprechlich aus dem Gesagten, daß der französischen Sprache die großen Vorzüge des Wortreichthums, der malerischen Kraft, der Kürze und Gedrängtheit des Ausdrucks, der Freiheit im Gebrauch der Figuren, der leidenschaftlichen Stellung der Wörter, der Gewandheit im Periodenbau, der Fülle grammatischer Redeformen u. s. w. nur kärglich zugemessen wurden; daß sie in Ansehung so vieler Eigenschaften, worauf es, nach dem Urtheil der Kenner, bei Sprachen vorzüglich ankommt, neben der deutschen, wie neben einem Riesen ein Zwerg, dasteht; daß sie zu dieser sich etwa verhält, wie ein niedliches Miniatur-Bildchen zu den gewaltigen Darstellungen eines Michael Angelo. (Kolbe, 2. Th. 438.)

Daß keine, welche lebt, mit Deutschlands Sprache sich,
In den zu kühnen Wettstreit wage!
Sie ist, damit ich's kurz, mit ihrer Kraft es sage,
An mannigfalt'ger Uranlage
Zu immer neuer und doch deutscher Wendung reich;
Ist, was wir selbst, in jenen grauen Jahren,
Da Tacitus uns forschte, waren,
Gesondert, ungemischt, und nur sich selber gleich.
(Klopstock.)

b) eines Franzosen.

Les Allemands ont une langue, les François n'ont qu'un jargon. (Villers.)

4. Einfluß der französischen Sprache auf deutschen Geist, deutsche Sitte, deutsche Sprache und deutsche Litteratur.

Der Einfluß, den eine so ausgebreitete Sprache, wie die Französische, auf ein benachbartes Volk haben kann, ist entweder nützlich oder schädlich.

Nützlich ist er, insofern er die Geistesbildung des lernenden Volks und dessen Fortgang in der Litteratur befördert; schädlich, in so fern er die Kräfte dieses Volks lähmt, dessen Sprache verunreinigt, dessen Vaterlandsliebe entkräftet, dessen Sitte verderbt.

Ueber den nützlichen Einfluß der französischen Sprache auf Deutschland spricht kein Schriftsteller unbedingt lobend. Alles, was sich davon sagen läßt, beschränkt sich zufolge der Litteraturgeschichte, auf eine frühere wissenschaftliche Bildung der Franzosen, und auf eine ungeregelte Nachahmung der Deutschen, die das wenige Gute um theuern Preis erkauften. Die Franzosen nämlich, die schon bei dem Abschluß des westphälischen Friedens (1648) sich die Hauptstimme in der Entscheidung angemaßt hatten, machten sich unter Ludwig XIV durch den Nimwegischen Frieden (1678) zu Gebietern von Europa, und gelangten seit der Zeit durch mehrere geistreiche Gelehrte eben so zu einem gewissen Uebergewicht in der Geisterwelt, wie sie es in der Körperwelt waren. Zu diesen ersten Geistern gehörten: Renatus Descartes (Cartesius), Mathematiker und Philosoph (1596 — 1650), Claudius Saumaise (Salmasius), ein Mann von seltener antiquarischer Gelehrsamkeit (1588 — 1653) der, den Priestern anstößig, den größten Theil sei-

nes Lebens in Holland zubrachte; Peter Gassendi, großer Mathematiker und Physiker (1592 — 1656); Anna Dacier, erklärte und übersetzte mit ihrem Manne alte Klassiker, besonders Homer und Terenz, (1651 — 1720); Peter Bayle, Historiker, Philosoph und Kritiker, der ebenfalls in Holland Schutz suchte; die drei Kanzelredner Massillon, (1663 — 1742), Flechier und Bossuet (1627 — 1704); Fenelon, der Verfasser des Telemach (1651 — 1715); der ältere Corneille und Racine, tragische Dichter (1639 — 1699) Moliere, Vater der neuern Komödie (1620 — 1673); Boileau, Satyriker (1636 — 1711); La Fontaine, Fabeldichter (1621 — 1695); Montesquieu, politischer Schriftsteller (1689 — 1755) u. s. w. Außerdem bearbeiteten bis auf die neuere Zeit herab mehrere Franzosen mit großem Erfolg die Naturwissenschaften. Man denke an Büffon, (1707 — 1788.)

Die Deutschen, die um die Zeit Ludwigs XIV den Weg der wissenschaftlichen Bildung erst betreten hatten, und das Bedürfniß eines raschen Fortschreitens fühlten, entlehnten von ihren Nachbaren die ihnen fehlenden Hülfsmittel dazu. Sie entnahmen also von ihnen eine Menge von wissenschaftlichen Kunstausdrücken, besonders für die philosophischen Wissenschaften und die Kriegskunst, übersetzten und studirten ihre Gelehrten und Aesthetiker und betrachteten diese als ihre Vorbilder und Quellen, nach denen sie sich regeln, und aus denen sie schöpfen müßten. Gewiß hat diese Nachbildung die deutsche Kultur um ein halbes Jahrhundert früher herbeigeführt; aber sie dafür wieder um ein Jahrhundert zurückgehalten, da sie den Keim einer sklavischen Nachahmung in sich trug, der üppig anschwellend alle Nahrungssäfte in sich sog,

Wir haben nichts gethan, wenn wir nicht auch die ungebührliche Herrschaft der französischen Sprache aus unsern Grenzen treiben; wenn wir nicht durch lauten Ausspruch und stille Uebereinkunft das Gesetz geben, die französische Sprache soll in Deutschland keine sprechende Sprache mehr seyn!

Arndt.

Bayerische Staatsbibliothek München

Vorrede.

Nur wenige Worte. Ich wollte zeigen: 1) daß die französische Sprache in Deutschland weder für die formelle Bildung noch für die Beförderung der Wissenschaft unter uns nöthig, wohl aber zu allen Zeiten in sittlicher, sprach- und volksthümlicher Hinsicht dem Deutschen unermeßlich nachtheilig gewesen ist; 2) daß die deutsche Sprache, durch jene verderbt, in ihrer freien Ausbildung gehemmt und zurückgehalten, den Schutz der Fürsten und die Achtung des Volks verdient,

und die ihr geraubten Rechte zurückzufodern vollkommen befugt ist.

Ich stellte beide vor den Richterstuhl der Denker und Gelehrten beider Sprachen. Ich nahm diese aus verschiedenen Zeitaltern, todte und lebende, und bildete aus ihnen einen ehrwürdigen Gerichtshof, in dem ein Jeder über den in Rede stehenden Gegenstand seine Meinung darlegt. Alle reden mit Würde und Anstand, wie ihr schriftstellerischer Charakter es mit sich bringt, nicht schwärmerisch, nicht übertrieben lobend, nicht verwerfend im Tadel, parteilos und gerecht, nur die gute Sache im Auge habend. — Warum ich einen Gerichtshof bildete, erräth sich leicht. Hätten unsere Schriftsteller von Leibnitz bis auf unsere Zeit folgsame Hörer

gefunden, so wäre mein Gerichtshof überflüßig; das, was sie laut und kräftig gesagt, in schwachem Nachhall wiedertönen lassen, wäre mir leichter geworden, aber noch schwächer vernommen, noch schneller vergessen worden. „Der Deutsche," sagt Kolbe (über Wortmengerei, Vorr. S. IX.) sehr wahr, „hört schwer. Soll er aufmerken, so müssen starke und wiederholte Schläge sein Ohr erschüttern. Die Stimme eines Einzelnen verhallt." Darum ließ ich die Stimmen Vieler sich vereinen, solcher, in denen das deutsche Volk gerne seine Sprecher erkennen wird. Was Viele denken und sagen, dem unterwirft man sich leichter. Es ist die Stimme Gottes (vox populi vox dei), die zu einer Zeit spricht, in der die Deutschen sich

äußerlich gemeinsamer und bleibender zu gestalten entschlossen sind.

Ich hätte meinen Gerichtshof um viele ehrwürdige Beisitzer vermehren, und überhaupt alles noch anders ordnen und einrichten können, wenn mir bei meinen vielen Geschäften Zeit dazu geblieben wäre. Es schien mir aber besser, etwas zu geben, als meinen für Vaterland und Wissenschaft gleich guten Zweck fahren zu lassen. Auch so wird das gemeinsame Urtheil meines Gerichtshofes in unserm gemeinsamen Deutschland einen gemeinsamen Willen aufregen können. Die Fürsten werden hier die Wünsche ihrer Völker vernehmen, und die Völker ihre Sprecher kennen lernen.

Inhalt.

1) Allgemeinheit der französischen Sprache in Deutschland . . . . S. 2.

2) Gründe ihrer Allgemeinheit . . S. 3.

3) Vergleichung des innern Werthes der französischen und deutschen Sprache S. 7.

4) Einfluß der französischen Sprache auf deutschen Geist, deutsche Sitte, deutsche Sprache und deutsche Litteratur . S. 28.

5) Wichtigkeit der Muttersprache für jedes Volk . . . . . . S. 58.

6) Wiedereinsetzung der deutschen Sprache in ihre natürlichen und wohlverdienten Rechte . . . . . . S. 65.

7) Gesammtstimme . . . . . S. 75

8) Schlußbemerkung . . . . . S. 78.

N. S. Erst mit der Satzverbesserung des letzten Bogens fällt mir Radlofs ähnliche Schrift in die Hände. So begegnen sich die Stimmen aus Süd und Nord! So verschmelzen die Gefühle für Vaterland und Sprache! —

Während Deutschland in dem Herzen Frankreichs sich Friede und Freiheit erkämpft, bauen wir daheim auch für die Sprachen beider feindseligen Völker einen Richterstuhl, um die Anmaßung und Zudringlichkeit der Ausländerinn abzuwehren, und die bedrängte und verachtete Mutter unsers Volks in ihre verlorenen Rechte wieder einzusetzen.

Wir bauen diesen Richterstuhl in Deutschland, denn auf deutschem Boden wurde die vaterländische Mutter von der Herrschsüchtigen verfolgt. Sie hat nie begehrt, sich in dem Auslande anzusiedeln; nur gastliche Freundschaft sollte beide vereinigen, aber aus der Gastfreundinn wurde eine Gebieterinn.

Wir bestellen zu Richtern die Schatten der Todten wie die Geister der Lebenden, zum Theil Kenner und Freunde der Ausländerinn, alle partheilose Denker, Freunde des Rechts und der Wahrheit. Möge die letzte, warnende Stimme dieses edlen Gerichtshofes an die Thronen deutscher Fürsten schlagen, und die Völker Deutschlands mahnen, ihre Sprache wie ihre Freiheit zu schützen!

1. Allgemeinheit der französischen Sprache in Deutschland.

Lateinisch und Griechisch lernen in Deutschland die Gelehrten; Englisch, Italienisch und Spanisch lernen Geschäftsleute, Dichterfreunde und Künstler; Französisch lernen Fürsten und ihre Räthe, Gelehrte, Künstler, Geschäftsmänner, Kaufleute und Handwerker, Reiche und Arme, Vornehme und Geringe. Es giebt keinen Stand, kein Alter, kein Gewerbe, dem die französische Sprache ganz fremd wäre.

An allen deutschen Höfen wird bei Hoffesten und feierlichen Gelegenheiten, bei den meisten alltäglich und gewöhnlich, in höhern Gesellschaften sehr häufig, französisch gesprochen. Alle Verhandlungen und Staatsgeschäfte sind bis auf die neueste Zeit in französischer Sprache betrieben worden. Mehrere Akademien und gelehrte Gesellschaften haben sich für ihre Memoires der französischen Sprache bedient. Alle öffentliche und Privatschulen bis auf die untersten Volksschulen herab, haben in ihren Unterrichtsplan die französische Sprache aufgenommen, und in den meisten Familien, selbst des niedern Bürgerstandes, findet man Privatlehrer für die französische Sprache. In keinem Lande werden so viele Grammairen und Dictionaire, französische Lesebücher und Anweisungen, die Sprache schnell und fertig zu erlernen, geschrieben und gedruckt, als in Deutschland. Von allen Erziehern und Erzieherinnen fordert man Kenntniß des Französischen und erläßt ihnen gerne dafür manche nöthige Eigenschaft. Auch die Aermsten haben für diese Sprache Zeit und Geld, auch die Kenntnißlosesten für sie Lust und Empfänglichkeit.

2. Gründe ihrer Allgemeinheit.

Die Gründe, welche ein Volk bestimmen können, eine fremde Sprache zur herrschenden zu machen, sind theils innere, theils äußere.

Innere sind die, welche aus der Vortrefflichkeit und Bildsamkeit der Sprache selbst hervorgehen. Die fremde Sprache kann durch ihren Reichthum, ihren Wohllaut, ihre Litteratur vor der einheimischen ausgezeichnet und dieser ein Vorbild seyn. Ihre Vorzüge können bei der formellen Bildung des Geistes, im Umgang, in der Musik besonders nützlich werden.

Aeußere sind die, welche in den geselligen und bürgerlichen Verhältnissen eines Volks liegen. Die fremde Sprache kann ein bequemes Verständigungsmittel aller Völker unter einander, also eine Weltsprache seyn. Besondere nachbarliche, literarische und kaufmännische Verbindungen können das Erlernen der fremden Sprache nöthig machen; vorzüglich können Erzieher und Erzieherinnen dadurch ihr Fortkommen, und Gewerb- und Geschäftstreibende ihr Verkehr befördern. Auch kann die feine Sitte des höhern Gesellschafs-Lebens die fremde Sprache zur Umgangssprache erheben.

Wie viel läßt sich von diesen Gründen auf die französische Sprache anwenden? Wir wollen unsern Gerichtshof hören:

Graf v. Herzberg.

(Beiträge zur deutschen Sprachkunde, 1ste Sammlung, Berlin, 1794. S. 7 und 8.)

„Es ist nicht zu läugnen, daß die deutsche Sprache, die im 16ten Jahrhundert durch Luthers reinen und kraftvollen Styl, vorzüglich durch sei-

ne Uebersetzung der Bibel einige Fortschritte gemacht hatte, eines Theils noch in selbigem und im folgenden Jahrhundert durch die Italienische und Spanische Sprache, die am Wiener Hofe die herrschenden waren, andern Theils aber auch dadurch zurückgehalten wurde, daß die meisten Gelehrten lateinisch schrieben, und selbst Staatsschriften in dieser Sprache verfaßt wurden. Endlich gewann die französische Sprache, die in Ludwigs des Vierzehnten Jahrhundert so sehr vervollkommnet wurde, dermaßen in ganz Europa und am meisten in Deutschland die Oberhand, daß sie, und zwar vorzüglich in unserm Jahrhundert, theils wegen der Zierlichkeit und des reizenden Vortrags französischer Schriftsteller, noch mehr aber des großen Einflusses wegen, den der Französische Hof auf ganz Europa hatte und durch die Herrschaft der Mode, die sich die französische Nation zuzueignen wußte, die Hauptsprache aller Höfe und aller Societäten, bei Negotiationen, bei Staatsgeschäften und in Büchern wurde.

Friedrich Bouterwek.

(Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, 6ter B. Göttingen. 1807. S. 4.

Französisch zu leben und französisch zu sprechen, wurde seit dem Jahrhundert Ludwig's XIV. der ganzen gebildeten Welt zu einer so wichtigen Angelegenheit, daß mit dieser Epoche die moderne Monotonie der Sitten in Europa anfängt, und keine europäische Sprache mehr ist, die nicht durch den Einfluß der französischen oder durch Herabsetzung zu Gunsten der französischen mehr oder weniger gelitten hätte.

Kolbe.

(Ueber den Wortreichthum der deutschen und französischen Sprache ꝛc. 2ter B. Leipzig 1806. S. 438 - 442.)

Aber wie konnte die französische Sprache einen so mächtigen Einfluß gewinnen? wie kommt es, daß sie jetzt noch von Tausenden ihrer Anfänger vergöttert wird? — Die geographische Lage Frankreichs, das politische Uebergewicht dieses Staats, der gesellige Character der Nation, die einnehmenden Formen ihrer Sitten, ihr wetterleuchtender Witz, die Beschränktheit der Sprache selbst, die dem Auge nur leicht zu übersehende Verhältnisse darbietet, lösen das Räthsel ihrer allgemeinen Verbindung — und etwa die grillenhaften Launen des Zufalls, denen es wohl schon eher gefiel, einen Bettler auf den Thron zu erheben. — Den letzten Theil der Frage erklärt theils die Allmacht des Herkommens, die uns, was als schön uns überliefert wurde, ohne Untersuchung für schön annehmen heißt; theils liegt die Antwort in der oben gebrauchten Vergleichung. Ein Van der Werft ohne Kraft und Wahrheit, aber mit dem Vorzug der saubersten Ausführung, des zartesten Pinselstrichs findet tausend begeisterte Liebhaber, wo die großen edlen Formen eines Rafael nur einzelne Blicke fesseln. Unser durch künstliche Bildung verzärteltes Zeitalter hat nur noch Sinn für das Kleine und Artige; es kann große Umrisse nicht mehr fassen. Der von Frankreich ausgegangene Weltton, der den Mann dem Weibe erst näherte, dann unterwarf, *) hat die Gemüther ent-

---

*) Man hat von der französischen Sprache und Litteratur gesagt: beide hätten von den Weibern ihre Richtung erhalten; beide wären mehr für Weiber be-

entnervt; und wie in der Litteratur selbst nur das Glatte, Abgezirkelte gefällt, so muß auch die Sprache, der Glättung und Putz am vorzüglichsten gelingen, der kraftscheuen Menge vor jeder andern sich anschmeicheln. Selbst die griechische, wenn sie wieder auflebte, würde jetzt im Kampf mit der Französinn erliegen, — deren flimmernde Zierlichkeiten ganz auf die Bedürfnisse unsers verniedlichten Jahrhunderts berechnet sind.

Eben diese Zierlichkeiten sichern ihr auch im gesellschaftlichen Verkehr vor allen ihren Mitschwestern den Vortritt. Hier, wo das Große, Edle, Männliche geflissentlich umgangen wird, und das Artige, Tändelnde fast ausschließend seine Rolle spielt; wo der überfeinerte Weltmann in einem Kreise glänzender Nichtigkeiten sich herumdreht; mit der Geschäftigkeit des Ernstes bunte Seifenblasen aufsteigen läßt, die der nächste Augenblick zersprengt; wo er jeden Gegenstand nur im Fluge berührt, und Ertödtung der Zeit, nicht Anbau des Geistes durch inhaltvolles Wechselgespräch sein Augenmerk ist, — hier bietet ihm die Französinn in ihren allgemeinen, lockern, zierlich herausgeputzten Formeln ein Mittel an, das Nichts, das er auszusprechen hat, in ein blendendes Gewand zu hüllen und die kahle Blöße seines Herzens durch rauschenden Klingklang des Ausdrucks zu decken; hier ist die Flatterhafte ganz in ihrem Element.

Illa se jactet in aula
Aeolis et clauso ventorum carcere regnet!

---

rechnet, als für Männer. Dies Urtheil ist im Ganzen wahr, und erklärt es, warum auch unter uns die Weiber vornehmlich, wie zu den Moden der Franzosen, so auch zu ihrer Sprache und Litteratur sich so eifrig bekennen.

3. Vergleichung des innern Werthes der französischen und deutschen Sprache.

Wir müssen beide Sprachen gegen einander halten, und beider Verdienste wägen.

A. Ueber den Reichthum beider Sprachen.

Die deutsche Sprache ist reicher als die französische. Der Beweis läßt sich auf eine doppelte Art führen: erstens dadurch, daß die französische Sprache eine abgeleitete, die deutsche aber eine Ursprache ist, die sich durch ihre glücklichen Anlagen ganz frei und unbeschränkt durch Ableitungen und Zusammensetzungen in's Unendliche fortbilden kann; zweitens durch die Zeugnisse der Schriftsteller beider Völker.

a) Urtheil der Franzosen selbst:

Premonval in seinem Préservatif contre la corruption de la langue française sagt, indem er von der französischen Sprache spricht: „Moins douce que l'italienne; moins majestueuse que l'espagnole; moins concise et moins serrée que l'angloise; sans comparaison moins energique que l'allemande; avec cela moins riche, moins abondante qu'aucune peut-être des langues modernes, elle a pourtant assez des ressources ꝛc. — Und an einem andern Orte: L'allemand en est-il moins une des langues les plus riches et les plus énergiques, qui soient au monde. — Ein gewisser Borelly beschuldigt sogar unsere Sprache eines unmäßigen Reichthums, und giebt uns den Rath, sie nach französischer Art zu beschneiden. Auch Voltaire ist dieser Meinung und Delile entwickelt die Gründe, warum die französische Sprache, vor-

nemlich in poetischer Hinsicht, arm und schwach sey.

Villers (spectateur du Nord, Avril 1800. 19) behauptet, daß der Reichthum beider Sprachen einander das Gleichgewicht halten dürfte.

b) Urtheil der Deutschen.

v. Archenholz (Minerva, April 1800) giebt die Anzahl der Wörter in der französischen Sprache auf 28000, die der deutschen auf 80000 an. Wolke will nach einem Ueberschlage obige Zahl auf 100000 angegeben wissen. — Daß dies nicht übertrieben sey, ergiebt sich aus dem Campeschen Wörterbuch, und aus Bestätigungen mehrerer Wortforscher, wie Radloff. (Kolbe S. 1 — 8.)

B. Ueber die Beugung (Deklination.)

Die deutsche Sprache ist in der Beugung ihrer Redetheile mangelhaft und arm gegen die Griechinn und Römerinn, aber reich gegen die Französinn. Diese kennt, außer in dem Artikel, keine Beugungsfälle. Und wie viel kürzer und edler kann hier der Deutsche sich fassen! Man höre: gelehrigen Ohr's, raschen Trittes, und nun den Franzosen: d'une oreille docile, d'une marche précipitée. — Auch kennt die französische Sprache nur zwei Geschlechter, das männliche und weibliche; die deutsche hat noch das geschlechtlose. (Kolbe S. 10.)

C. Ueber die Steigerung. (Comparation.)

Der Deutsche steigert alle Adjektive, so fern sie überhaupt ihrer Natur nach einer Steigerung fähig sind, durch die Sylben er und st, schnell, schneller, schnellst; der Franzose muß immer umschreiben durch plus und le plus, plus grand und le plus grand. (Kolbe S. 21.)

D. Ueber die Verkleinerungen.

Wie beschränkt sind die Franzosen! fillette, femmelette, animalcule, arbrisseau, dameret.

Im Deutschen nehmen fast alle Wörter von sinnlicher Bedeutung die verkleinernde Form an, durch chen, lein, el und eln, z. B. Mädchen, Mägdlein, Mädel, lächeln. (Kolbe S. 22.)

E. Ueber den Gebrauch der Zeit- und Beiwörter als Substantiva.

Wie reich ist der Deutsche! alle Verba sind ihm auch Substantiva: das Essen, Gehen, Trinken, Denken, Empfinden, Fahren, Reiten, Stehen, Kommen rc. rc. und sie alle kann er dekliniren. Wie arm der Franzose! Er hat fast nur: le manger, le boire, le parler, le dire, le faire, le lever, le coucher. Wörter wie le savoir, le rire, le sourire, l'être, le bien - être, le mal - être rc. sind zu wirklichen Substantiven geworden, wie unser Leben, Vermögen, Wesen und andere. — Auch ist die Zahl der Beiwörter, die der Franzose als Substantiva gebrauchen kann, nicht beträchtlich; der Deutsche kann alle Adjektiva dazu erheben. (Kolbe S. 24 und 27.

F. Ueber Ableitungen und Zusammensetzungen.

Wo ist, außer der Griechischen, eine Sprache, die es hier mit der deutschen aufnehmen könnte! Die französische Sprache führt ihre Stammwörter theils vereinzelt vor, theils mit wenigen Ableitungen umgeben, die oft mißgestaltet und unter sich so verschieden sind, daß man sie kaum als zu einem Geschlecht gehörig betrachten kann. — Bei den Deutschen treten die Urwörter, jedes mit einer zahlreichen Sippschaft auf; die Ableitungen sind größtentheils regelmäßig gebildet, und jeder derselben ist Zug und Charakter des Stammworts so fest eingedrückt, daß man sie zugleich für Mitglieder Einer Familie erkennen muß. — Zu diesen

Ableitungen gesellen sich noch die Zusammensetzungen, die, weil hier dem Schriftsteller kein anderes Gesetz gilt, als nebst dem Wohlklange, der vernunftmäßige Zusammenhang der Wörter und Begriffe, die er verbindet, durch keine Zahl bestimmt werden können. Aus diesem Doppelquell fließt größtentheils der ganze unermeßliche Reichthum unserer Sprache. — Dieser Quell, der aus Zusammensetzungen die Sprache befruchtet, ist für die französische Sprache, zufolge ihrer innern Beschaffenheit, fast gar nicht vorhanden. Aber auch jener, der in Ableitungen sich ergießt, rinnt für sie nur karg und träge. Sie hat in Vergleich mit der deutschen wenig daraus geschöpft, und da sie durch die Bemühungen gelehrter Gesellschaften und die zahme Fügsamkeit der Schriftsteller zum Stillstand gekommen ist, so scheint ihr auch für die Zukunft die Fähigkeit benommen, daraus zu schöpfen. (Die Beweise, wenn es ihrer bei einer so bekannten Sache bedarf, giebt jede Grammattik und jedes Lexicon.) Mit dieser Bemerkung allein dürfte die große Frage über den gegenseitigen Reichthum beider Nebenbuhlerinnen wirklich schon entschieden seyn, denn eine Sprache, die die Freiheit hat, immer wachsend fortzuschreiten, und der ein Ueberfluß lebender Analogien zu Gebote steht, aus denen, wie aus eben so viel unversehrten Formen, sie stets noch neue Schöpfungen hervorruft, muß wesentlich reicher seyn, als eine andere, die sich nicht mehr bewegen darf, und, wenn sie es auch dürfte, der stark ausgesprochenen Analogien nur wenig besitzt, mit deren Hülfe sie neue Beziehnngen sich schaffen könnte. (Kolbe S. 65. 2c.) Vergl. Adelungs deutsche Sprachlehre, Campe über die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache. u. s. w.)

Poetische Zusammensetzungen, wie donner-

schwanger, schenkelrasch, freudetrunken, goldgelockt, tausendjährig, bogenrundig, kann die französische Sprache gar nicht nachbilden, um so weniger, da sie überhaupt den Ellipsen, dieser Zierde der poetischen Sprache, abhold ist.

G. Ueber die Kürze des Ausdrucks.

Hier ist wieder das Uebergewicht der deutschen Sprache! — Die vorzüglichsten Mittel, die unserer Sprache zu Gebote stehen, um kürzer zu seyn, sind:

Reichthum an Ableitungen und Zusammensezzungen. z. B. besiegbar, qui peut être vaincu; unbeleidigt, sans avoir été offensés.

Gebrauch der Zeit- und Beiwörter als Substantiva.

Elliptische Wendungen.

Größerer Reichthum an grammatischen Formen.

(Beweise findet man reichlich in Kolbe, S. 318 — 330.

Und dennoch ist die Schreibart der Deutschen weitschweifiger! (S. Kolbe und Jenisch in dessen Preisschrift)

Man muß dies zugeben. Der Hauptgrund liegt wohl darin, daß man die Sprache, ihrer Natur entgegen, den französischen Formen mit Gewalt hat anzwingen wollen. Dies thaten unsere früheren Schriftsteller ohne Geschmack, die spätern zwar mit mehr Geschmack, aber nicht besserm Erfolg. Ein anderer Grund ist: was im französischen, weil es mit dem Wesen der Sprache übereinkommt, nicht weitschweifig scheint, wird es, wörtlich übertragen, fast immer bei uns. Ein kurzes Beispiel mag dies beweisen: Les cartes, revues et corrigées par vôtre frère m'ont été rendues ce matin heißt wörtlich: die von Ihrem Bruder durchgesehenen und verbesserten Karten sind mir diesen Morgen eingehän-

digt worden. Das Schleppende im deutschen ist auffallend. Ein dreifacher Grund bewirkt, daß in der französischen Sprache die Gedehntheit minder auffällt als in der unsrigen:

1) Der leichtere Klang der Wörter. Der Körper ihrer Sylben ist luftiger, schwebender, als der Deutschen. Sie besitzen der Kürzen weit mehr als der Längen, und selbst diese haben einen losern Takt als bei uns. So treten sie flüchtiger auf, und bewegen sich gleichsam schneller im Ohr. Der herrschende Fuß in der Sprache ist der Anapäst, daher ihr rollender Gang. Wir haben, nebst einem Ueberfluß an Mitlautern, der Längen bei weitem mehr als die Franzosen. Unser Hauptfuß ist der trägere Chorus. Dies giebt unsern Wörtern einen bedächtigern, festern Tritt. Selbst unsere Umstandswörter und Hülfswörter, Redetheile, die immer und immer wiederkehren, sind breiter und kündigen sich lauter an als dort. Man vergleiche nur einer mit un, gewesen mit été, ich habe mit j'ai, ich werde mit je suis, gehabt mit eu, oder mit ou u. s. w. So müssen unsere Zeichen bemerkbarer und ihre unnütze Anhäufung auffallender seyn, als im Französischen. Ich möchte in Ansehung ihres Klanges die letztere Sprache mit einem leichten Tänzer vergleichen, der mit dem Fuß die Erde kaum berührt. Der Deutsche ist ein Krieger in voller Rüstung, unter dessen Tritt die Erde dröhnt. Beide thun eine gleiche Anzahl von Schritten. Aber der erste ist schneller fertig, und da seine Bewegung Schlag auf Schlag erfolgt, so scheint er wirklich der Takte weniger angegeben zu haben, als der andere, der jeden Tritt schärfer und voller austönen läßt! (S. Kolbe S. 335. rc.) Dieser Umstand besonders ist es, dem die französische Sprache ihre An-

muth verdankt, wodurch sie sich von ihren Schwestern so vortheilhaft unterscheidet.

2) Die einfache Wortstellung. (S. Kolbe und Jenisch.)

3) Scheu vor langen Perioden, — die gleichsam durch stillschweigende Uebereinkunft den absetzenden Styl bei den Franzosen zur Regel erhoben hat. Diese Scheu ist gegründet erstlich, in ihrer natürlichen Lebhaftigkeit, die den Sprung mehr liebt als den festen Gang; und dann in dem Hauptgesetz der Sprache, der Deutlichkeit, der lange Perioden, weil sie den Sinn aufhalten, mehr oder weniger schaden.

In dem Klange unserer Sprache können wir nichts ändern, auch in unserer Wortstellung*) nicht. Es scheint sich also zu ergeben, daß, wollen wir Nervenlosigkeit und Dehnung vermeiden, wir von den Franzosen weit mehr abweichen, als uns an sie drängen müssen. Je mehr wir dies thun, je mehr wir ihre Wendungen, ihren Ausdruck, ihre ganze Darstellungsart uns nachzuahmen bestreben, desto schlaffer und weitschweifiger muß unser Vortrag seyn. (Siehe Kolbe S. 336 — 337.

H. Ueber den Wohlklang.

Hier müssen wir dem Franzosen den Vorzug einräumen! die französische Sprache ist vieltöniger und wohlklingender als die deutsche.

Sie ist vieltöniger. Dies ergiebt sich schon daraus, daß sie mehr Stammwörter und weniger Ableitungen hat, daß ihre Ableitsylben nicht so

---

*) Wollen es auch nicht; denn eben diese Wortstellung macht es uns möglich, den Griechen und Römer, den Spanier, Italiener und Engländer wörtlich zu übersetzen, was nun und nimmer dem Franzosen gelingen kann. Die Beweise liegen vor aller Welt Augen.

stark und unwandelbar sind, und daß sie nicht zusammensetzen darf. — Was auf einer Seite den Stolz unserer Sprache begründet, die Gewandheit, mit der sie in sich selbst sich regt und lebendig ist, das drängt ihr andrerseits eine Einförmigkeit auf, gegen die der Schreibende oft nur mit der größten Anstrengung sich wehrt. Wie oft führt der endlose Schwarm unserer Ableitungen und Zusammensetzungen dieselben Sylben, dieselben Wörter zurück, die immer und immer mit schon vernommenen Tönen das Ohr berühren! Man denke nur an unsere vielen mit Vorwörtern: an, ab, auf, zu u. s. w. verbundenen Bezeichnungen, an unsere Richtungswörter zurück, herunter, herauf u. s. w., an unsere Endungen in ung, ei, keit, bar, lich, u. s. w., vornemlich in en, ern, eln, die schon durch Dumpfheit des Klanges mißfallen. Offenbar überwiegt hier die französische Sprache, die in ihren vielen Stamwörtern nur selten gleichtönende Sylben zuläßt; die selbst die Ableitsylben ihrer Muttersprache vermannichfacht hat; die keine Richtungspartikeln kennt; die fast nie veranlaßt wird, in Zusammensetzungen schon oft gehörte Laute aufzuführen, — und so, von Wiederhohlung frei, mit rastlos wechselndem Farbenspiel, immer neu und immer gefällig dahertritt. (Kolbe 2. Th. S. 1 und 2.)

Sie ist wohlklingender, denn in ihr ist erstlich mehr gleiche Anzahl der Selbst- und Mitlauter, welche letztere sich im französischen besonders gut zusammenstellen; ferner kommen die tönenden Selbstlauter a, o, ä und ö ungleich häufiger in ihr vor als bei uns. Ein besonderer Quell ihres Wohllauts ist ihr stummes e, eine Eigenheit, die sonst in keiner andern europäischen Sprache anzutreffen ist. — (S. Kolbe 2. Th. S. 2 bis 15.) Dagegen ist im Deutschen mehr

Uebereinstimmung des Klangs mit dem Inhalt (rauschen, plätschern, rollen, lispeln, zwitschern,) und ein genaueres Zeit- und Tonmaaß, worin unsere Sprache ihre Nebenbuhlerinn gar sehr übertrifft. (Kolbe S. 15.)

I. Ueber den Vortrag.

Auch in der Leichtigkeit des Vortrages muß der Deutsche dem Franzosen weichen! Kolbe sagt: es ist unserer Sprache anzumerken, daß sie noch nicht Zeit gehabt, wie ihre Nebenbuhlerinn sich zu setzen. Die letztere, unaufhörlich und rastlos in allen ihren Theilen von tausend geschäftigen Händen bearbeitet, hat allen überflüssigen Stoff ausgestoßen — freilich mit dem Unkraut oft den Weizen — hat gerade nur soviel Bezeichnungen übrig behalten, als sie nothwendig braucht, aber diesen, zwar geringen, doch gewählten Vorrath auf das emsigste auszubilden sich befleißigt. So hat sie nicht nur für einzelne Begriffe ihre Zeichen fest und streng umrissen, sondern auch für zusammengesetzte sich stete Formen geschaffen. Die geläufigsten Gedankenverbindungen haben ihre unveränderlichen Ausdrücke und Redensarten erhalten, die, so wie die Begriffe, die sie zu bezeichnen bestimmt sind, die Seele des Sprechenden anregen, immer in denselben Worten, ohne Zusatz oder Auslassung wiederhohlt werden; daß man mit Recht sagen kann: die Sprache bestehe aus einer geschlossenen Anzahl von Formeln, die der Redende und Schreibende nur auf eine, seinen Absichten angemessene Weise, neben einander zu stellen braucht.*) — Daher größtentheils der schöne

*) Daher sind Sprache und Poesie noch dieselben, die sie unter Ludwig 14. waren. Die Sprache ist also lebendig todt, und gegen die deutsche gehalten, im Rückschreiten.

leichte Vortrag des Franzosen so im Gespräch als in Schriften. Wörter und Wendungen kommen ihm von selbst entgegen, weil die Anzahl jener abgeschlossen ist, und diese schon in seinem Gedächtniß ganz fertig daliegen. Uns macht der Ueberfluß an Bezeichnungen die Wahl schwerer, und zu vermehrten Begriffen müssen sich die Wörter erst mühsam zusammenfinden. — Zu dieser Leichtigkeit des Vortrags trägt auch die angeborne Plauderhaftigkeit der Nation nicht wenig bei. Der Franzose spricht unaufhörlich, daher er mehr Uebung als der schweigselige Deutsche in seiner ohnehin beschränkten Sprache hat, und ihre Elemente fertiger zu mischen und zu verarbeiten lernt. (Kolbe 1. Th. S. 277 — 278.)

K. Uebersetzungen und Kritiken.

Voltaire's Probierstein des Schönen war — die Uebersetzung. Was sich nicht übersetzen ließ, in's Französische sich nicht übersetzen ließ, das hatte für ihn keinen ästhetischen Werth. So begreift sich's freilich, wie die Heroen der griechischen Litteratur ihn anekeln konnten. — Aber auch den Römern war damit der Stab gebrochen. Denn was für eine traurige Rolle müssen diese nicht — ein Virgil, ein Horaz — in französischen Dolmetschungen spielen! Und die Engländer und die Deutschen! — Ja, es kann dann überall außer dem Bezirk der französischen Litteratur keine Schönheit bestehn. Denn giebt es wohl eine Sprache, die mehr als die Französische zum Uebersetzen untauglich wäre? — Umschreiben mag sie zwar wohl, und in allgemeinen Umrissen nachbilden; aber eigentlich übersetzen, d. h. Styl und Charakter eines fremden Urbilds mit allen seinen Eigenthümlichkeiten in ihren Grund und Boden verpflanzen, das kann sie nicht.

Und warum kann sie es nicht? — diese Frage hat sich noch kein Franzose bestimmt beantwortet. Sie jammern nur im Allgemeinen über Beschränktheit der Wortfolge, über Zaghaftigkeit der Sprache, über verzärtelten Geschmack der Nation, der das Starke widre. — Der Grund liegt vornehmlich darin, daß es ihr an so viel Mitteln gebricht, die andern Sprachen zu Gebote stehn; daß sie nur wenig Zeit- und Beiwöeter als Benennungen gebrauchen darf; daß die Anzahl ihrer Ableitungen so beschränkt ist; daß sie die Vortheile der Worteinung fast gänzlich entbehrt; daß sie der zusammengesetzten Zeitwörter, in Vergleich mit andern Sprachen, nur äußerst wenig besitzt; daß ihr so viel Ableitsylben fehlen, wodurch ihre mehr begünstigten Schwestern Hauptbegriffe mit bedeutenden Nebenbegriffen vermählen können; ferner daß sie im Periodenbau und im Gebrauch des figürlichen Ausdrucks so sehr beengt ist; — und endlich, daß sie der grammatischen Formen ungleich weniger aufzuweisen hat, als andre Sprachen. So fehlt es ihr an Schwingen, mit diesen gleichen Flug zu halten; sie muß dem Ziele, dem die letzteren in geradem Fluge zueilen, sich mühsam auf Umwegen und Krümmungen entgegen schleppen; sie muß überall, wo andere Sprachen die bemerkten Vorzüge und Eigenheiten vordrängen, — das heißt, fast in jeder Zeile, — verstummen oder umschreiben. (Kolbe, 1ster Th, S. 381.)

Die metrischen Uebersetzungen vollends können ihrem Wesen nach nichts, als verschwemmende Paraphrase seyn. Das Mechanische des Versbaues ist in der französischen Sprache ungleich schwieriger als in der deutschen. Die Sprache hat weniger Reime, und der Dichter ist in der Wahl der-

selben weit beschränkter, als bei uns. Nie dürfen zwei Selbstlauter, außer in der Mitte eines Worts oder nach einer verbissenen Endsylbe, einander begegnen. Der Wechsel männlicher und weiblicher Reime, — obgleich die weiblichen gegen das stumme e selten vortönen, und mehr dem Auge gelten als dem Ohr, — wird streng beobachtet. Nie dürfen Sylben, außer wo ein stummes e das Wort beschließt, zusammengezogen, nie die Pause des Abschnittes und des Ausganges vernachläßigt werden. Es sind keine oder wenige Einheiten im Ausdruck, keine oder wenige Versezzungen erlaubt. Den Gesetzen, die dem Prosaiker vorgeschrieben sind, muß auch der Dichter sich fügen. (Kolbe, 1. Th. 386.)

Selbst die der Sprache eigenthümlichen Versarten legen dem Dolmetschenden unübersteigliche Hindernisse in den Weg. — Wie sehr die äußere Form eines Gedichts mit dessen Innern zusammenhängt, und wie kräftig der Geist des Dichters auch in dem metrischen Ausschmuck desselben sich abprägt, bedarf keines Beweises. Daher für uns die Regel: Gedichte nie anders als in dem Rhythmus des Originals zu übersetzen. — Aber diese Regel, so sehr sie der Natur der Sache angemessen ist, kann im Französischen nicht gelten. Die Sprache weigert sich, die metrischen Formen fremder Poesie anzunehmen. Sie ist auf ihren Vers beschränkt, der dem Verse keiner andern Nation entspricht. Sie kann weder dem Sylbenmaße der Alten und unter den Neuern der Deutschen, noch die achtzeilige Stanze und die Terzine der Italiener, noch die Blankverse der Engländer, noch die Assonanzen der Spanier sich aneignen. Sie darf über ihren Alexandriner, über ihren eilfsilbigen Vers, über ihre eingeführten lyrischen — denen gesammt der Reim wesentlicher Beding ist, —

schlechterdings nicht hinaus. Selbst das Sonnet, das sie ohnehin in seiner ursprünglichen Form, mit lauter weiblichen Reimen nicht hat aufnehmen können, ist ihr fremd geworden. (Kolbe 1ster Th. 387 rc.)

Der vielseitige Reichthum, das Edelste, was einer Sprache zu Theil werden mag, — von dem die Französinn kaum das Unentbehrlichste sich angewann, floß in überströmender Fülle der deutschen zu, und sie schaltet darüber mit der ungebundensten Freiheit, daher der große Unterschied zwischen beiden Nebenbuhlerinnen; die deutsche Sprache sagt was sie will, die französische, was sie kann. (Kolbe 1. Th. S. 383.)

(Streit unter zwei Franzosen.)

1. Dieses darfst du nicht im Französischen sagen. 2. Du siehst doch
Hoffentlich, daß es verdient gedacht zu werden. Ich sag' es!
1. Aber du darfst nicht! 2. Du bist ein Sklav der gehorsamsten Sklaven
Einer Akademie, die von allerlei Scheine beherrscht ward.
(Klopstock's Werke, B. 7. S. 394.)

Der Franzose sagt, und glaubt dadurch seine Ueberlegenheit in Sachen des Geschmacks darzuthun: Ihr übersetzt unsre Bücher ohne Zusätz und Wegnahme; wir müssen die eurigen beschneiden und umschmelzen, wenn sie für uns genießbar werden sollen. — Die Erscheinung ist leicht erklärbar. Die französische Sprache ist gleichsam nur ein Aushub aus reicheren Sprachen, als ein abgeschnittener Theil derselben anzusehen, und die Sprache ist es, die als Trägerinn der Litteratur ihren Charakter vornehmlich bestimmt. Eine Litteratur, gepfropft auf eine freie Sprache, wird also leicht die beschränkten Formen der französischen in sich

aufnehmen können; aber nicht umgekehrt. So wie ein Zwerg zwar wohl in einen Riesenpanzer, aber nicht ein Riese in den Panzer eines Zwergs hineingeht. (Kolbe, 1. Th. S. 384.)

Die französischen Schriftsteller haben unter sich in Styl und Darstellung die größte Aehnlichkeit. Ursprünglich liegt der Grund davon in der überfeinerten Kultur der Franzosen, oder ihrer übereinkömmlichen Höflichkeit, — die sie alle gleich färbt, und bei dem Einzelnen drn Menschen mehr oder weniger verschleiert. Denn so grell die Nation als Nation hervortritt, so wenig unterscheidet sich der Einzelne von dem Einzelnen. Der Franzose ist sein ganzes Leben hindurch Schauspieler. — Dieser Umstand erklärt so manche Erscheinung in seiner Sprache und in seiner Litteratur. Daher die Schwäche der Dichter in Charakterzeichnungen; weil sie den Menschen selten sehen, wie er ist; — daher die Tonlosigkeit der Sprache, weil der Franzose das Starkausgesprochene haßt; — daher die große Anzahl geschlossener Phrasen, weil er in seinen feinen Zirkeln, aus Furcht den Menschen aufzudecken, sich nur in Allgemeinheiten herumdreht, die leicht in Formeln zu bringen sind; daher die Armuth der Sprache überhaupt, und besonders ihr Mangel an versinnlichenden Zeichen, an grammatischen Eigenheiten, an Freiheit in der Wortstellung u. s. w. weil er, um seine Allgemeinheiten anszusprechen, alles das nicht braucht; daher sein leichter Vortrag, weil das Allgemeine weniger Zeichen bedarf als das Besondere; daher sein beengter Geschmack, sein Wust willkürlicher Regeln, sein Festhalten der äußeren Formen, weil ihm Künstlichkeit und übereinkommlicher Anstand mehr gilt als Natur, weil ihm die Form dem Inhalt, der Schein dem Wesen vorgeht; daher seine Scheu vor dem Kecken, Originellen, Kräftigen,

weil alles dies auszeichnet, — daher seine Unanlage zur Poesie, weil diese das Besondere sucht, und das Allgemeine meidet, weil sie die Menschheit wiederspiegeln soll, nicht die Larve, die sie vermummt; daher endlich die Aehnlichkeit der Schriftsteller in Ton und Darstellung. (Kolbe, 1. Th. 384 rc.)

Keine der Nationen hat feinere Kritiker, größre,
Denn die Franzosen; doch Eins führet sie tief in die Irr',
Ihnen ist Meisterwerk (Einheimisches nur!) was sich über
Mittelmäßiges kaum flatterndes Fluges erhebt.
(Denkt euch das Meisterwerk vor dem Stuhl des olympischen Richters;
Sie vernehmen auch dort keinen gelinderen Spruch.)
Wie sie euch alles vergolden, was silbern ist! fast auch des Kenners
Scharfe Blicke getäuscht, täuschen! so gleißet ihr Gold.
(Klopstocks Werke, B. 7. S. 394.)

L. Sinn für die alten Sprachen.

Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß zwischen Griechen und Franzosen eine zu große Kluft befestigt ist, als daß sie die Schönheitsformen, die bei jenen aus dem Wesen ihrer Sprache und ihrer mit derselben genau verbundenen Sinnesart hervorgegangen waren, als solche wirklich anerkennen, und was die Griechen dabei empfanden, ihnen rein und scharf nachzuempfinden vermöchten. — Hieraus läßt sich begreifen, wie in Frankreich der Eifer für die griechische Sprache und Litteratur so sehr erkalten konnte, daß beide nun sogar auf Befehl der Regierung aufgehört haben, ein Gegenstand des öffentlichen Unterrichts zu seyn! Wie ganz anders in Deutschland, wo — aus den entgegengesetzten Gründen — dieser Eifer von Tage zu Tage zunimmt! wo ein Verbot wie jenes, nicht mit Unrecht, ein Zeichen wieder einbrechender Barbarei heißen würde.

Auch erklärt es sich aus der eigenthümlichen Beschaffenheit der französischen Sprache, warum die Römer, deren Eigenheiten den Franzosen näher lagen, bei ihnen in größerm Ansehen stehen, als die Griechen. Ihre Sprache ist eine Tochter der lateinischen und hat manches von derselben angenommen. Auch nähert sich die künstliche Bildung der Römer der französischen ungleich mehr als die griechische, die ein Werk der allmählig fortschreitenden Natur war, und zumeist aus eigenen Keimen, von Luft und Boden begünstigt, zu einer kraftvollen selbstständigen Pflanze sich entwickelte. Kein Wunder demnach, daß die ersten Männer der Nation überall, wo sie Griechen und Römer vergleichend neben einander stellen, den letzteren vor den ersteren den Vorzug einräumen! Man sehe nur, wie z. B. ein Voltaire über Homer und Virgil, über Pindar und Horaz, über Theokrit und Virgil urtheilt.

Man kann es ohne Beweis annehmen, daß kein Franzose einen Griechen verstehen kann. — Unter allen Völkern des Erdbodens giebt es keines, das weniger geschickt wäre, aus dem gewohnten Kreise der Empfindung herauszutreten; in die Lage, in die Gebräuche, in die Staatsverfassung, in die ganze fremde Welt anderer Nationen einzugehen, als die Franzosen. Ueberall wollen sie sich und nur sich wiederfinden. Alles, was im mindesten von den Formen abgeht, die von ihrer Jugend her sie umgeben haben, ist ihnen entweder lächerlich oder zuwider. — Wie könnten sie also mit den Griechen übereinstimmend fühlen, deren Sitten, deren ganze Denkart von der ihrigen so völlig verschieden waren; die einen ganz andern Weg der Kultur betreten hatten, und deren Sprache in Bau und Anlage von der ihrigen sich so ganz entfernte?

Selbst die eifrigsten Lobredner der Griechen, selbst jene Gelehrten, die, in dem berüchtigten Streit über die Vorzüge der Alten und der Neuern, mit so vieler Hitze die ersteren verfochten, — ein Boileau, eine Dacier, ein Racine — hatten den Geist der Griechen wohl schwerlich gefaßt; es war wohl größtentheils nur eingesogenes Vorurtheil, was sie zu so eifrigen Beschützern derselben machte. Ihre Urtheile über griechische Art und Kunst, sind so kahl, so flach, so nüchtern, treffen so gar wenig zum Ziel!

M. Zwei Urtheile über französische Poesie.

Joh. Gottfr. Eichhorn.

(Geschichte der Litteratur, 4ter B. 1ste Abthl., Göttingen 1807. S. 289.)

Die französische Poesie ist nichts als anständige Rede, mit Artigkeit und Putz reichlich ausgestattet, und der Zweck der französischen Dichter kein anderer, als durch eine delicate Auswahl der Gedanken und Bilder, durch Freiheit der Wendungen, durch strenge Beobachtung des Schicklichen im Ausdruck, durch eine correcte, präcise und gut versificirte Sprache zu belehren, und angenehm zu unterhalten. Die französischen Dichter legen sich nicht die Pflicht auf, die Tiefe und die Innigkeit des Gefühls selbst auszusprechen, sondern sie beschreiben es nur; sie bemühen sich nicht, das Interessante durch freien Aufflug der Phantasie bis zum Idealen zu erheben, und ihm dadurch poetische Würde zu geben, sondern sie begnügen sich, dasselbe elegant darzustellen. Ein überhingehendes, leises Berühren der Empfindung, ein leichtes Spiel des Witzes und der Phantasie in wohlklingenden Versen mit prosaischer Eleganz, ist Charakter der französischen Poesie.

v. Göthe.

(Wilhelm Meister's Lehrjahre.)

Göthe legt seinem Wilhelm Meister folgendes Urtheil über Racine in den Mund: „Ich kann es mir vorstellen, wie vornehme und erhabene Personen einen Dichter schätzen müssen, der die Zustände ihrer höhern Verhältnisse so vortrefflich und richtig schildert. Corneille hat, wenn ich so sagen darf, große Menschen dargestellt, und Racine vornehme Personen. Ich kann mir, wenn ich seine Stücke lese, immer den Dichter denken, der an einem glänzenden Hofe lebt, einen großen König vor Augen hat, mit den Besten umgeht, und in die Geheimnisse der Menschheit dringt, wie sie sich hinter kostbar gewirkten Tapeten verbergen. Wenn ich seinen Britannicus, seine Berenice studire, so kommt es mir wirklich vor, ich sey am Hofe, sey in das Große und Kleine dieser Wohnungen der irdischen Götter eingeweiht und ich sehe, durch die Augen eines fein fühlenden Franzosen, Könige, die eine ganze Nation anbetet, Hofleute, die von viel Tausenden beneidet werden, in ihrer natürlichen Gestalt, mit ihren Fehlern und Schmerzen. Die Anekdote, daß Racine sich zu Tode gegrämt habe, weil Ludwig XIV ihn nicht mehr angesehen, ihn seine Unzufriedenheit fühlen lassen, ist mir ein Schlüssel zu allen seinen Werken, und es ist unmöglich, daß ein Dichter von so großen Talenten, dessen Leben und Tod an den Augen eines Königs hängt, nicht auch Stücke schreiben solle, die des Beifalls eines Königs und eines Fürsten werth seyen."

Diese Charakterschilderung Racines spricht den Charakter der ganzen französischen Poesie aus, die von dem Hofleben für das Hofleben geboren und erzogen wurde. Die Dichter anderer Natio-

nen schreiben und schreiben für den Menschen; die französischen für den Hofmann. (Kolbe, 1ster Th. 416.)

Ihrer goldenen Zeit Nachwelt verwirf nur nicht alle,
Außer Racinen. Sey, Deutscher, nicht hart und verschone das Schooßkind.
Denn der Richtende kann, wie du weißt, auch allzu gerecht seyn.
(Klopstock's Werke, B. 7. S. 379.)

N. Endurtheil über beide Sprachen.

a) eines Deutschen.

Die Vorzüge, die die französische Sprache vor der Deutschen voraus hat, sind, — ihre Deutlichkeit ausgenommen, die sie ihrer leichten und festen Wortfolge vornemlich verdankt, und ihren Wohlklang, der auf die eigenthümliche Beschaffenheit ihrer tönenden Elemente sich gründet — weit schwerer zu bestimmen und mit befriedigender Genauigkeit anzugeben, als deren diese vor jener sich erfreut. Man spricht viel von der Feinheit, der Anmuth, der Grazie, der Leichtigkeit und Gewandheit der französischen Sprache; aber ohne sich auf bestimmtere Erklärungen oder Beispiele einzulassen. Selbst Rivarol, wiewohl er in seiner bekannten Preisschrift diese Vorzüge in dithyrambischem Tone feiert, hütet sich wohl, ins Einzelne zu gehen.

Die Kraft und Energie, die unsere Sprache vor andern auszeichnet, geht aus ihrem innersten Wesen hervor; aus ihrem überwiegenden Reichthum an inhaltsvollen Nebenbegriffen, an elliptischen Wendungen, an grammatischen Redeformen; aus ihren Wortzusammensetzungen; aus ihren mit Vorsylben und Bestimmungswörtern verbundenen Zeitwörtern; aus der Freiheit ihrer Wortstellung; aus ihrem starken, vollen Klange. rc.

Dem Deutschen ist der Charakter der Herzlich-

keit eigen. Dieser Charakter hat sich in seiner Sprache, dem Werkzeuge seines Denkens und Empfindens, in nicht leisen Zügen ausgeprägt; und oft liegt er in Worten und Formen, die der Franzose aufs genauste nachbilden kann. Aber da diesem jener zutrauliche gutmüthige Treusinn durchaus fremd ist, so verliert sich beim Uebergang der zarte belebende Hauch. Der Buchstabe bleibt, aber der Geist verfliegt.

So klingt, um Ein Beispiel anzuführen, in unserer Sprache das vertrauliche du ungleich herzlicher, gemüthlicher als das ihm entsprechende tu in der französischen. Den Wörtern brausen, quillen, strömen, toben, sausen, krachen, rasseln u. s. w. entsprechen die französischen bruire, sourdre, couler, tapager, siffler, craquer, sévir — die den Hauptbegriff vollständig wiedergeben. Dennoch wird man fühlen, daß in poetischer Hinsicht vorzüglich die deutschen Wörter von ganz anderm Gehalt sind, als die französischen. — Offenbar, weil dem Deutschen ursprünglich tieferes Gefühl und mehr poetischer Sinn zu Theil wurde, als dem Franzosen, dessen Mangel an echt dichterischem Geiste seine trockene, abgedorrte Sprache, der es so durchaus an malerischen Bezeichnungen für die Phantasie gebricht, und seine ganze poetische Litteratur, die mühsam aus entlehnten Stoffen, nicht aus eigenem, erwuchs, und nur weniges aus der Fülle angeborner Kraft sich schöpfte, unwiderleglich bezeugen. —

Eben so wird die Feinheit, Gewandheit, Beweglichkeit, die in dem Geiste des Franzosen so entschieden vorwaltet, in den einzelnen Wörtern und Formen seiner Sprache sich ausgeprägt haben, ohne daß es jedesmal zu bestimmen seyn möchte, in welchen Theilen derselben er sich wirksam zeigt. Sie können diese Formen, in die Sprache einer

andern Nation, bei der jene Eigenschaften so vernehmlich sich nicht aussprechen, unverändert hinübergepflanzt werden, und werden doch, ungeachtet der scheinbaren Gleichheit, einen ganz verschiedenen Eindruck hervorbringen. (Kolbe, 2ter Th. S. 269.

Es ergiebt sich unwidersprechlich aus dem Gesagten, daß der französischen Sprache die großen Vorzüge des Wortreichthums, der malerischen Kraft, der Kürze und Gedrängtheit des Ausdrucks, der Freiheit im Gebrauch der Figuren, der leidenschaftlichen Stellung der Wörter, der Gewandheit im Periodenbau, der Fülle grammatischer Redeformen u. s. w. nur kärglich zugemessen wurden; daß sie in Ansehung so vieler Eigenschaften, worauf es, nach dem Urtheil der Kenner, bei Sprachen vorzüglich ankommt, neben der deutschen, wie neben einem Riesen ein Zwerg, dasteht; daß sie zu dieser sich etwa verhält, wie ein niedliches Miniatur-Bildchen zu den gewaltigen Darstellungen eines Michael Angelo. (Kolbe, 2. Th. 438.)

Daß keine, welche lebt, mit Deutschlands Sprache sich,
In den zu kühnen Wettstreit wage!
Sie ist, damit ich's kurz, mit ihrer Kraft es sage,
An mannigfalt'ger Uranlage
Zu immer neuer und doch deutscher Wendung reich;
Ist, was wir selbst, in jenen grauen Jahren,
Da Tacitus uns forschte, waren,
Gesondert, ungemischt, und nur sich selber gleich.
(Klopstock.)

b) eines Franzosen.

Les Allemands ont une langue, les François n'ont qu'un jargon. (Villers.)

4. Einfluß der französischen Sprache auf deutschen Geist, deutsche Sitte, deutsche Sprache und deutsche Litteratur.

Der Einfluß, den eine so ausgebreitete Sprache, wie die Französische, auf ein benachbartes Volk haben kann, ist entweder nützlich oder schädlich.

Nützlich ist er, insofern er die Geistesbildung des lernenden Volks und dessen Fortgang in der Litteratur befördert; schädlich, in so fern er die Kräfte dieses Volks lähmt, dessen Sprache verunreinigt, dessen Vaterlandsliebe entkräftet, dessen Sitte verderbt.

Ueber den nützlichen Einfluß der französischen Sprache auf Deutschland spricht kein Schriftsteller unbedingt lobend. Alles, was sich davon sagen läßt, beschränkt sich zufolge der Litteraturgeschichte, auf eine frühere wissenschaftliche Bildung der Franzosen, und auf eine ungeregelte Nachahmung der Deutschen, die das wenige Gute um theuern Preis erkauften. Die Franzosen nämlich, die schon bei dem Abschluß des westphälischen Friedens (1648) sich die Hauptstimme in der Entscheidung angemaßt hatten, machten sich unter Ludwig XIV durch den Nimmwegischen Frieden (1678) zu Gebietern von Europa, und gelangten seit der Zeit durch mehrere geistreiche Gelehrte eben so zu einem gewissen Uebergewicht in der Geisterwelt, wie sie es in der Körperwelt waren. Zu diesen ersten Geistern gehörten: Renatus Descartes (Cartesius), Mathematiker und Philosoph (1596 — 1650), Claudius Saumaise (Salmasius), ein Mann von seltener antiquarischer Gelehrsamkeit (1588 — 1653) der, den Priestern anstößig, den größten Theil sei-

nes Lebens in Holland zubrachte; Peter Gassendi, großer Mathematiker und Physiker (1592 — 1656); Anna Dacier, erklärte und übersetzte mit ihrem Manne alte Klassiker, besonders Homer und Terenz, (1651 — 1720); Peter Bayle, Historiker, Philosoph und Kritiker, der ebenfalls in Holland Schutz suchte; die drei Kanzelredner Massillon, (1663 — 1742), Flechier und Bossuet (1627 — 1704); Fenelon, der Verfasser des Telemach (1651 — 1715); der ältere Corneille und Racine, tragische Dichter (1639 — 1699) Moliere, Vater der neuern Komödie (1620 — 1673); Boileau, Satyriker (1636 — 1711); La Fontaine, Fabeldichter (1621 — 1695); Montesquieu, politischer Schriftsteller (1689 — 1755) u. s. w. Außerdem bearbeiteten bis auf die neuere Zeit herab mehrere Franzosen mit großem Erfolg die Naturwissenschaften. Man denke an Büffon, (1707 — 1788.)

Die Deutschen, die um die Zeit Ludwigs XIV den Weg der wissenschaftlichen Bildung erst betreten hatten, und das Bedürfniß eines raschen Fortschreitens fühlten, entlehnten von ihren Nachbaren die ihnen fehlenden Hülfsmittel dazu. Sie entnahmen also von ihnen eine Menge von wissenschaftlichen Kunstausdrücken, besonders für die philosophischen Wissenschaften und die Kriegskunst, übersetzten und studirten ihre Gelehrten und Aesthetiker und betrachteten diese als ihre Vorbilder und Quellen, nach denen sie sich regeln, und aus denen sie schöpfen müßten. Gewiß hat diese Nachbildung die deutsche Kultur um ein halbes Jahrhundert früher herbeigeführt; aber sie dafür wieder um ein Jahrhundert zurückgehalten, da sie den Keim einer sklavischen Nachahmung in sich trug, der üppig anschwellend alle Nahrungssäfte in sich sog,

und die Entfaltung eigener deutscher Kraft in ihrem freien Leben aufhielt.

Und hier möge denn unser Gerichtshof wieder seine Stimme erheben.

A) Nachtheiliger Einfluß auf die Sittlichkeit und den Geist.

Theodor Heinsius.

(S. Teut, 4. Th. 2. Abth. Berlin 1811. S. 4.)

Im dreißigjährigen Kriege waren die Franzosen zuerst in Masse nach Deutschland gekommen. Hier hatte man von ihnen viele Vortheile des häuslichen Lebens und damit zugleich ihre Prachtliebe, Eleganz und ihren feinen geselligen Ton kennen gelernt. Dadurch beschämt wollten die Deutschen mit aller Gewalt Franzosen werden, reis'ten daher nach Paris, oder verschrieben sich französische Trachten und Sprachmeister, und erkauften sich mit schwerem Gelde und auf Kosten ihrer Unschuld und Sitteneinfalt französische Manieren. Der niedersächsische Satyriker Lauremberg drückt sich über diese Nachahmungssucht sehr naiv aus, wenn er sagt:

Seht, sulk Schipbrök hefft de düdsche Sprak geleden;
De französche hefft er de Nese affgeschneden,
Un hefft ene fremde Nese wedder angeflicket,
De sick by de düdsche Ohren nich wol schicket.

Daß der Deutsche mit den Pariser Moden auch viele Thorheiten annahm, bespöttelt dieser Dichter ebenfalls. Indem er nämlich von den ausgeschnittenen Kleidern spricht, die Brust und Nacken schamlos entblößen, sagt er:

Tucht un Schamhaftichеit is mit weggeschneden,

Mit half blotem Liwe kamen sie hergetreden,
Int erste, da disse Mode noch was unbekannt,
Un men nich wußte, dat se was kemen int Land,
Blewen se vör ene Junfer stahn und gapen,
Als wenn se segen enes Quacksalbers Apen.
De Stratenjungens hüpsch hinder er lepen,
Un ener thom andern mit vullem Halse repen:
Süh, süh, dar geit en Wyff, dat vör en böse Sack,
Schall uthgestreken werden öffentlich am Kak!
(Pranger)
De Bödelknecht hefft er dat Schnörlif uthgetagen,
Un will er mit de Rod (Ruthe) de Flöh van'n Rüggen jagen! 2c.

Mit den fremden Kleidermoden kamen auch fremde Namen auf, wie eben dieser Lauremberg berichtet, als: Cornetten, Points, Manchetten, Camisols, Fantangen, und — was damit zusammenhängt, — auch französische Komplimente und Titel, wie man sie in Laurembergs Jugend noch nicht kannte. Denn er sagt davon:

Domals im ganzen Land was nich en Servitör,
Nich en Signor, nich ene Dame, nich en Monsör.
Were domals ener tho de Junfern gekamen,
Un hedd' to en gesecht: „Gott grüß euch, schöne Damen!"
Se hedden em gar bald den Rüggen togekehrt,
En nich geachtet enes Pickelherings werth.
Ene van en hedde wol gesecht: wat bildest du di in?
Wat menst du, graver Esel, wat nimmst du in den Sinn?

Ick bin en ehrlick Medken gebaren,
Laht mi mit sulke Oekelnahmen ungescharen. rc.

Daß schon zu seiner Zeit selbst die niedern Stände von dieser Kompliment- und Titelsucht befallen gewesen, ersehen wir ebenfalls aus ihm, denn er sagt:

Awerst doch de Name Monsör is nu gar tho gemeen'
Vornehmen Lüden is he to gering un to kleen.
It sind nu alle Monsörs, Monsörs,
De Fohrlöde am Strande, de Jungens up de Börs,
Stallknecht, Scheerschlyper, Kockdrengen,
De laten sick nu all mit Monsörs behengen.

Friedrich Ludwig Jahn,

(S. deutsches Volksthum, Lübek, 1810, S. 187.)

Unsere Affenliebe für fremde Sprachen hat lange schon Windbeutel, Aufblasefrösche und Landläufer wichtig gemacht; in den fremden Sprachlehrern gefährliche Kundschafter ins Land gezogen; duch die Jmmerzüngler und Näse r unser biederherziges Volk verderbt, unsere sinnigen Weiber verpuppt. Fremde Sprachen sind für den, der sie nur aus Liebhaberei und Plappermäuligkeit treibt, ein heimliches Gift. Cato's Ausjagen der griechischen Sprachmeister aus Rom ist selten richtig verstanden. Jn einer fremden Sprache wird mau vor einer Anstößigkeit schon weniger roth, und in manchen klingen die Lügen sogar schön. Wenn der türkische Sultan etwas türkisch verspricht, dann ist Verlaß auf sein Wort, zum Betrug und zur Worttäuscherei entweiht er die Muttersprache nicht. Dazu wählt er fremde, am liebsten Französisch, und würde schon bei einer Nothlüge in Verlegenheit

heit kommen, wenn er diese nicht bei Zeiten lernte.

F. M. Arndt.

(Ueber Volkshaß und über den Gebrauch einer fremden Sprache. Leipzig 1813. S. 34.)

Die Verderbung und Zerstörung einer Sprache geschieht auf mehrere Weisen. Sie geschiehet durch die Ueberschwemmung des Landes von fremden Völkern, die als Sieger und Eroberer lange darin hausen; sie geschiehet durch die eigene Erschlaffung, Verweichlichung und Entartung des Volkes, denn wenn das Volk schlecht wird, muß nothwendig auch der Spiegel seines Innern, die Sprachen schlechter werden; sie geschiehet am schlimmsten, und für das Volk am schimpflichsten, wenn es, das Eigene verachtend und vergessend, mit dem Fremden und Ausländischen buhlt, und dadurch in eine Zwitterei und Nichtigkeit verfällt, welche auch die Sprache bitter fühlen muß. Wenn ein Volk so thöricht und unglücklich ist, daß es eine fremde Sprache gar zu seiner vornehmen und gleichsam adligen Sprache macht, und alles, was es künftig leiten und regieren soll, von Kind auf in dieser fremden Sprache unterweisen und bilden läßt: so weiß es nicht mehr, wo der Geist seines Lebens niedergelegt ist, wo seine großen Heiligthümer sind, worauf seine Stärke und seine Herrschaft und die Gewalt der That und des Befehls ruht: es hat Lust zu vergehen und unterjocht zu werden.

Fr. Ludw. Jahn.

(D. Volksthum. S. 247.)

Das Allerverderblichste für die weibliche Jugend des höhern mittel- und niedern Höherstandes, was den Blumenkeim deutscher Kindlichkeit anfrißt, die Blütenknospe deutscher Jungfräulich-

keit zernagt, die Lebensfrucht des Volksthums wurmstichig macht, Alles entweiblicht und entdeutscht — ist die Landplage undeutscher Verzieherinnen. — Denn wenn eine Genferinn, Mümpelgarderinn und Stockfranzösinn das Meiste leistet — so bildet sie auf's höchste ein uns entfremdetes verfranzösischtes Wesen. Und je menschlicher und deutscher der Mann sich fühlt, desto härter muß solch ein Zerrweib ihn abstoßen, weil er beide Männin und Buhlinn verabscheut, und im Welbe nach einer Gattinn sich sehnt, die den vaterländischen Eichenkranz mit Veilchen, Vergißmeinnicht und deutschem Immergrün umwinde.

Theodor Heinsius.

(Deutscher Völkerbund. Berlin 1813.)

Nicht das Mädchen allein, auch der deutsche Knabe und Jüngling ist durch französische Erzieher und Sprachmeister aus seiner glücklichen Unbefangenheit herausgerissen, und um das Edelste seiner Jugend, um den reinen Natursinn gebracht worden. Denn die Sucht, auf französischen Fuß erzogen und in französischer Sprache unterrichtet zu werden, verleitete Eltern und Schulen, besonders in kleinen Städten und auf dem platten Lande, den ersten den besten, der sich für ein Geringes dazu anbot, zum Erzieher und Sprachmeister zu bestellen, dessen versteckte Unsittlichkeit wie ein schleichendes Gift in den Zögling überging, und leider oft nur zu spät, und erst mit dem vollen Ausbruch von den unbehutsamen Vormündern der Jugend entdeckt wurde.

Kolbe.

(Wortreichthum Th. 1. Vor. S. 13.

Hoc fonte derivata clades
In patriam populumque fluxit.

Die Verachtung, die die Landessprache traf, mußte auch den Nationalcharacter, dessen Formen sie aufnahm, nothwendig mittreffen. Die Muttersprache, die als Ausfluß und Werkzeug des bestimmten Geistes eines bestimmten Volks, mit den moralischen Eigenheiten desselben, in allen ihren Theilen sich tief durchdrungen hat, ist zugleich Abbild und Trägerinn des Characters dieses Volks, — mit dessen Innerstem sie so fest zusammenhängt, daß sie von ihm nicht abgelöset werden kann, ohne, wie dort das Kleid des Nessus, Haut und Fleisch mit wegzunehmen. Dies gilt nicht bloß von der Gelehrsamkeit, sondern auch vom Einzelnen. — Wer die Muttersprache verschmäht, der verschmäht die geistigen Formen seiner Nation, und kann keiner wahren Vaterlandsliebe empfänglich seyn. Denn nicht die todte Natur um uns her, sondern die lebendige; nicht die Erdscholle, die uns werden sah, sondern die Menschen, unter denen wir aufwuchsen; durch deren mittelbare oder unmittelbare Berührung wir gebildet wurden, sind das Vaterland. — Auch ging mit der Sprache der Franzosen zugleich ihre Denkart auf uns über, und mit der feinen Sitte auch ihre Geringschätzung des deutschen Namens. Der Deutsche fing an, sich seiner Deutschheit zu schämen.*) Je mehr seine Mut-

*) Man weiß ja, welche verächtliche Nebenbegriffe der Rohheit und der ungeschliffenen Barbarei der Franzose in das Wort allemand zusammenzudrängen pflegt.

tersprache von der angenommenen in Gehalt und Klang sich schied, desto widriger ward sie ihm, desto verächtlicher das Volk, das sie sprach, und das nur durch dies abgeschätzte Organ seiner Gedanken, seiner Empfindungen, seinen ganzen innern Menschen aussprechen konnte. Er hielt es für entehrend, Mitglied eines solchen Volks zu seyn, und um den Schandfleck seiner Geburt soviel als möglich zu tilgen, bestrebte er sich, jede Spur des Nationalgesprächs von sich abzuwischen, und bald galt es ihm für das höchste Verdienst, kein Deutscher zu scheinen. — Seine Kinder ließ er von dem ersten Tage an, gleichsam in französischer Luft athmen, sie wurden mit französischen Erziehern mit französischen Büchern umgeben, — mit Erziehern, die Deutschlands plumpehrliche Bewohner herzlich gering schätzten, und diese Geringschätzung auch ihren Zögliugen einzuflößen sich bemühten; — mit Büchern, die dem aufwachsenden Deutschen alles, nur sein Vaterland nicht kennen lehrten; die früh und unauslöschlich ausschließende Bewunderung für eine Nation, die französische, seiner noch zarten Seele einprägten; die mit fremden Sitten, mit fremden Empfindungen ihn umstellten; die endlich überall, wo es seine Landsleute galt, in den Ton des bittersten Spottes einfielen, und so jeden noch übrig gebliebenen Keim von Nationalanhänglichkeit aus seinem Gemüth vertilgten. — Denn er weht, dieser Geist des Hohns und der Verachtung, in allen Werken der französischen Litteratur, so oft von deutschem Eigenthum und von deutscher Sitte die Rede ist.

Was Wunder, daß unter solchen unaufhörlich wiederholten Einwirkungen das Herz des jungen Deutschen seinem Volke früh entrissen wurde! daß er schnöde es von sich stieß, und neben jedem andern Volke früh verachten lernte! was Wunder,

daß früh der schöne Name Vaterland zu einem bedeutungslosen Schall in seinem Ohr verklang!

Von den obern Klassen pflanzte diese widernatürliche Selbstabschätzung auf die untern Klassen sich fort, die in allen Dingen den Höhern, als ihrem Muster, nachahmten. Sogar der gemeine Mann blieb von der ansteckenden Seuche nicht frei. Der Hohn seiner Obern vergiftete sein Selbstgefühl. Erst ließ ihn seine angeborne Kälte Geringschätzung ertragen; allmählig glaubte er sie wirklich zu verdienen; bald gab er sie zurück, und aus dem Verhöhnten wurde selbst ein Verhöhner.

So stellte dann der Deutsche das sonderbare nie gesehene Schauspiel eines Volks auf, das die schönen Gefühle dee Liebe, der Verehrung, der begeisterten Bewunderung sogar, mit gutherziger Freigebigkeit an alle seine Nebenvölker verschwendete, und für sich selbst nur die abwürdigenden des Widerwillens und der Verachtung behielt.

Wer eine fremde Sprache ausschließend spricht der wird bald denken und empfinden wie das Volk, dem sie zugehört, und dessen Geistesformen sich darin wiederspiegeln; und in eben dem Maaß, in dem er fremde Eigenheiten gleichsam anzieht, wird er die Seinigen ausziehen. Wie oft hört man die Worte: wenn ich Französisch spreche, so denke ich auch französisch! Sie haben einen tiefen Sinn für den, der weiß, wie eng Gedanken und Sprache mit einander verbunden siud, und wie wechselseitig eins auf das andere wirkt.

E. M. Arndt.

(Entwurf der Erziehung und Unterweisung eines Fürsten. Berlin 1813. S. 34.

Ich bestehe nicht ohne Grund darauf, daß der fürstliche Kuabe nur seine Muttersprache und al-

lenfalls auch Latein lernen soll. Das Lernen vieler Sprachen im zarten Alter giebt zu vielerlei Ansichten und Bilder des Lebens, welche einander verschieben, und das Gemüth leicht verdunkeln oder schwächen, zumal, wenn die Sprachen ganz verschiedenen Karakteren der Völker und Klimate angehören. Die Leute wissen nur nicht, welch ein ernstes Ding eine Sprache ist, und daß man mit der Neigung und Auffassung derselben auch nothwendig vieles von der Neigung und dem Gemüthe des Volks, das sie spricht, annehmen muß. Doch will ich das Aehnliche in diesen Jahren nicht verbieten, sondern nur das Ungleiche. Ein schwedischer Prinz mag wohl ohne Schaden das Englische und Deutsche, ein deutscher das Schwedische und Englische lernen; wie aber, wenn er das Französische und Italienische zugleich neben seiner Mutteesprache übt? Sollte da, bei der zu frühen Mischung so ganz verschiedener Naturen und Karaktere nicht Eitelkeit, Nichtigkeit, Sehnsucht nach dem Ausländischen und Verbotenen, und Entfremdung und Vernichtung des Einheimischen und Gegebenen sich einnisten? das thut es allerdings. Die eitele Tändelei der Kindheit büßt der Mann sehr ernsthaft. Man sehe sich um, wie solche thörichte Erziehung in manchen Ländern aus Einem Volke oft zwei ganz verschiedene Völker geschaffen, von welchen der nach dem Fremden gebildete Theil von der Kraft und Art und Ehre des Eigenen und Vaterländischen kaum noch eine leise Ahnung hat, und also in Zeiten der Noth und Gefahr, wo es gilt, Menschen fortzustoßen und zu beherrschen, der lebendigen Gewalt der Mittheilung und Begeisterung mangelt, die allein aus dem Gefühl und Sinn entspringen kann, die in dem Volk leiben und leben, welchem man angehört. Dies ist ein großer Punkt in der Erziehung, besonders in der

Erziehung solcher Menschen, die einst das Volk führen und regieren sollen. Auch ein Baum des Treibhauses gedeihet nicht, dessen eine Seite afrikanische Hitze, die andere samoyedische Kälte anweht.

Kolbe.

(Wortreichthum, Th. 1. Vorr. S. 17.)

Auch die Frage verdient Beherzigung: war es in politischer Hinsicht gut, daß man eine noch lebende Sprache zur Allgemeinsprache Europas werden ließ? hat die Nation, der sie gehört, nicht unzuberechnenden Vortheil vor denen voraus, die sie von ihr anzunehmen sich demüthigten? Wird sie nicht heimlich die Ueberzeugung nähren, sie sey bestimmt, das Loos ihrer Sprache zu theilen und zu herrschen, wie sie? Wird sie, bei ihrer ungemessenen Eitelkeit, sich nicht berechtigt glauben, die Völker, die sie ihrer Sprache, ihren Sitten, ihren Moden, ihren albernsten Thorheiten so eifrig huldigen sieht, als ihre gebornen Sklaven, als ihre natürlichen Unterthanen zu betrachten? — Mit Einem Worte, wird die Allgemeinherrschaft der Sprache nicht auch die Allgemeinherrschaft des Volks, das sie spricht, früher oder später nach sich ziehen? —

Was war's, was während jener schrecklichen Revolution, die die Welt zerrüttet hat, und noch zu zerrütten droht, das halbe Europa schwindeln machte? Nicht die Revolution selbst. Entstand diese unter einem andern Volke, sie hätte, wie ihr edleres Vorbild, die amerikanische nur kühle Theilnahme erregt. Nicht die Sache war's; es war die Nation, von der die Sache ausging; es war jene, durch Ausbreitung der Sprache und der damit auf das engste verbundenen Litteratur erzeugte und genährte Anhänglichkeit an den französischen Namen, die schon längst jede

neueste Thorheit des allgeliebten Volks zu beklatschen gewohnt war. Sie war's, die auch jetzt den Franzosen alle Gemüther zuwandte, die selbst ihren unsinnigsten Einfällen, ihren greulichsten Unthaten Bewunderung verschaffte; sie war's, die ihre Eroberungspläne thätigst unterstützte, und ihnen überall, wohin Herrschsucht sie führte, heimlich und öffenlich die Hand bot, und zu Siegen den Weg ebnete. Sie ist es, die jetzt noch, (1806) nachdem diese scheusliche Ausgeburt der Zeit ein ihrer würdiges Ende genommen, mit stiller Begeisterung, die unter begünstigenden Umständen wieder laut werden kann, die Herzen von Millionen erfüllt.

Fr. Ludw. Jahn.

(Volksthum ꝛc. 199.)

Unglückliches Deutschland! die Verachtung deiner Muttersprache hat sich fürchterlich gerächt. Du warst schon längst, dir unwissend, durch eine fremde Sprache besiegt, durch Fremdsucht ohnmächtig, durch Götzendienst des Auslandes entwürdigt. Nie hätte dein Ueberwinder so vielfach in einem andern Lande gesiegt, wo die Vergötterung seiner Sprache nicht mitgefochten. Schreibt doch schon 1752 an Argental Voltaire (der echteste Erzfranzose, „der Höchste unter den Franzosen denkbare, der Nation gemäßeste Schriftsteller" nach Göthe's treffendem Ausspruch): „Ich bin mehrmals erstaunt über die Fortschritte, welche unsere Sprache in fremden Ländern gemacht hat; wohin man sich auch wenden mag, man ist in Frankreich. Ihr habt, meine Herren! die Universalmonarchie erlangt, die man Ludwig XIV vorwarf, und von deren Besitz er so weit entfernt war." Diese Sprache hat deine Männer bethört, deine Jünglinge verführt, deine Weiber entehrt. — — Deutsche, fühlt wieder mit männlichem Hochsinn

den Werth eurer edlen lebendigen Sprache, schöpft aus ihrem nie versiegenden Urborn grabt die alten Quellen auf, und lasset Lutetiens stehende Lache in Ruhe.

B) Nachtheiliger Einfluß auf Sprache und Litteratur.

Sie hat unsere Sprache auf das ärgste verunreinigt, sie aus den höhern Ständen verdrängt, die Litteratur mit einer Menge fader Schriften überschwemmt, auf den Schulen das Erlernen unserer Muttersprache verhindert, und ist Ursach, daß bis auf diesen Augenblick noch keine Zeit und keine wahre Methode für einen zweckmäßigen deutschen Sprachunterricht aufgefunden ist.

G. A. L. Hanstein.

(An das Volk der Deutschen. S. Hertha. Berlin 1811. S. 187)

Bist du es, Volk der Deutschen, noch, das seiner
Väter Sprache bewahret warm und heilig,
Unentstellt durch fremdes Gelall und fremd dem
Ueppigen Wortkram?

Leibnitz.

(S. Leibnitii collect. etymolog. ex edit. Ioh. Georg Eccard. Hannover 1717. Vergl. Beiträge zur deutschen Sprachkunde. 1. Samml. Berlin 1794. S. 14 — 74.

Anitzo scheint es, daß bei uns übel noch ärger worden, und hat der Mischmasch abscheulich überhand genommen, also daß die Prediger auf der Kanzel und die Sachwalter auf der Kanzlei, der Bürgersmann im Schreiben und Reden, mit erbärmlichen Französischen sein Teutsches verderbet; mithin es fast das Ansehen gewinnen will, wann man so forfährt, und nichts dargegen thut, es

werde Teusch in Teutschland selbst nicht weniger verlohren gehen, als das Angelsächsische in England. — Gleichwohl wäre es ewig Schade und Schande, wenn unsere Haupt- und Heldensprache dergestallt durch unsere Fahrläßigkeit zu Grunde gehen sollte, so fast nichts Gutes schwanen machen dürfte, weil die Annehmung einer fremden Sprache gemeiniglich den Verlust der Freiheit und ein fremdes Joch mit sich geführt. — Es würde auch die unvermeidliche Verwirrung bei solchem Uebergang zu einer neuen Sprache hundert und mehr Jahre über dauern, bis alles Aufgerührte sich wieder gesetzet, und wie ein Getränk, so gegohren, endlich aufgekläret: da inzwischen von der Ungewißheit im Reden und Schreiben nothwendig auch die teutschen Gemüther nicht wenig Verdunkelung empfinden müssen, weilen die meisten doch die Kraft der fremden Worte eine lange Zeit über nicht recht fassen, also elend schreiben, und übel denken würden. Wie dann die Sprachen nicht anders, als bei einer einfallenden Barbarei oder Unordnung oder fremder Gewalt sich merklich verändern.

Wie es mit der teutschen Sprache hergegangen, kann man aus den Reichsabschieden und andern teutschen Handlungen sehen. Im Jahrhundert der Reformation redete man ziemlich rein teutsch; außer weniger Italienisch: zum Theil auch Spanisch: Worte, so vermittelst des Kaiserlichen Hofes, und einiger fremden Bedienten zuletzt eingeschlichen, dergleichen auch die Franzosen bei sich Zeit der Catharina vom Hause Medicis gespüret, und damals mit eigenen Schriften geahndet, wie denn etwas dagegen von Henrico Stephano geschrieben worden.

Solches aber, wenn es mäßiglich geschieht, ist weder zu ändern, noch eben sehr zu tadeln, zu Zeiten auch wohl zu loben, zumal wenn neue und gute Sachen, zusammt ihren Namen aus der Fremde zu uns kommen. — Allein wie der dreißigjährige Krieg eingerissen und überhand genommen, da ist Teutschland von fremden und einheimischen Völkern, wie mit einer Wasserfluth überschwemmt worden, und nicht weniger unsere Sprache als unser Gut in die Rappuse gegangen; und siehet man, wie die Reichsacta solcher Zeit mit Worten angefüllet seyen, deren sich freilich unsere Vorfahren geschämt haben würden. — Bis dahin war Teutschland zwischen den Italienern, so Kaiserlich, und den Fanzosen als schwedischer Parthei, gleichsam in der Waage gestanden. Aber nach dem Münsterschen und Pyrenäischen Frieden hat sowohl die Französische Macht als Sprache bei uns überhand genommen. Man hat Frankreich gleichsam zum Muster aller Zierlichkeit aufgeworfen, und unsere jungen Leute, auch wohl junge Herren selbst, so ihre eigene Heimath nicht gekannt und deswegen alles bei den Franzosen bewundert, haben ihr Vaterland nicht nur bei den Fremden in Verachtung gesetzet, sondern auch selbst verachten helfen, und einen Ekel der Teutschen Sprache und Sitten aus Unerfahrenheit angenommen, der auch an ihnen bei zuwachsenden Jahren und Verstand behenken blieben. Und weil die meisten jungen Leute hernach, wo nicht durch gute Gaben, so bei einigen nicht gefehlet, doch wegen ihrer Herkunft und Reichthums, oder durch andere Gelegenheiten zu Ansehen und vornehmen Aemtern gelanget, haben solche Franz-Gesinnte viele Jahre über Teutschland regieret, und solches fast, wo nicht der französischen Herrschaft (daran es zwar auch nicht viel gefehlet) doch der Fran-

zösischen Mode und Sprache unterwürfig gemacht: ob sie gleich sonst dem Staate gute Patrioten geblieben, und zuletzt Teutschland vom Französischen Joch, wiewohl kümmerlich, annoch erretten helfen.

Spate (Caspar Stieler.)

(S. Sprachschatz oder Stammbaum der deutschen Sprache. Nürnberg 1691. 4. Vorrede.)

Die Römer, ob sie gleich den halben (?!) Theil ihrer Sprache denen Griechen zu danken haben, hätten dennoch sich eher in einen Finger gebissen, als in einer öffentlichen Kunstrede oder bei ansehnlicher Versammlung ein griechisch Wort eingelappet, und da die Griechen schon von Römern bezwungen worden, haben sie dennoch kein lateinisches Wort unter ihre Schriften gemenget. Der Franzos nimmt wohl deutsche Soldaten an, er nimmt aber keine deutsche Wörter mehr an, ist auch denenselben dergestallt Feind, daß er die von Alters her gebrauchte deutsche und celtische Wörter immer nach und nach ausmustert.*) Man hat schon eine geraume Zeit her wider solche Neugierigkeit der Deutschen gesungen und gesagt: aber da hilft weder warnen noch weisen, da muß employeren, engagieren, incaminieren, charge, parole, u. s. w. mit unter parlirt werden, es gerathe oder verderbe. Ja es hat das Ansehen, ob wolle sogar noch das Uebele ärger werden,

---

*) Der Franzose hat sich mehrere Wörter aus dem Deutschen zugeignet, z. B. harnois, Harnisch, potage, von Potschag, bouteille, von Buddel, épeller von spellen, compagnon, von Kompan (Angehöriger einer Kompe oder Gesellschaft), ecrevisse, von Krebs, forêt, von Forst, pilote, von Lootse, cuirasse, von Kuris, Kor, gegerbtes Leder, etonner, staunen, manquer, mangeln, avanture, Eventür, Ebenteuer, gripper, greifen, glisser, gleiten, guerre, Ger, (Spieß) Germanen, (Spieß-) Kriegsmänner.

nachdem man bei fürstlichen Höfen französische Trachten, französische Gebehrden, französische Diener sieht, und lieber französisch als deutsch hört. Wo es nur nicht ein Vorspuk des französischen Joches seyn möchte!

(Guter Stieler! du bist so glücklich gewesen, die Erfüllung deiner Prophezeihung nicht zu erleben!! Was du und Leibnitz schon vor einem Jahrhundert deinem Volke verkündet, wird noch jetzt, nachdem es schon in Erfüllung gegangen, von Weislingen als Thorheit verlacht!)

J. G. D. Schmiedtgen.

(S. Rügen. Leipzig 1796. S. 25.

Ja, unzufrieden bin ich mit dem deutschen Volk, das, bei einer angenehmen, reichhaltigen Sprache, die Selbstständigkeit derselben gewaltsam unterdrückt, und sich größtentheils in einem Gemisch in- und ausländischer verkrüppelter Wörter hören läßt. Gestern trat eine Frau vom Lande in meine Stube:

Sie. Gott grüß sie Herr C.

Ich. Ich danke. Setze sie sich.

Sie. Ich bin eben nicht sehr marode. Mein Marsch ist ja nicht weit. — Sein sie denn immer so fleißig?

Ich. Wie es meine Pflicht fordert, und meine Kräfte mir gestatten.

Sie. Sie müssen sich einmal eine Mution machen; ich will sie mit einer frischen Milch tractiren. Der Weg ist ja recht pläschirlich.

Ich. Vielleicht geschieht's, wenn meine Geschäfte es zulassen.

Sie. Wissen sie denn aber, warum ich zu ihnen komme?

Ich. Nein.

Sie. Sehn sie nur, was mir wieder mit meinem Manne für ein Kommersch errevirt ist. Ich möchte desperat werden, wenn ich dran denke. Aber nehmen sie mir's nicht für ungut, wenn ich ihnen den Kopf voll lamentire.

Ich. Erzähle sie mir's nur so kurz als möglich.

Sie. Mein Mann giebt mir die Woche nur einen Gulden, und mit dem kann ich nicht auskommen. Das sagt' ich ihm gestern. Da fuhr er mich infam an, und sagte, er hätte es schon lange absolvirt, daß ich nicht akkerat in der Wirthschaft wäre. Wo käme denn das hin, was ich mit meiner Mutter erspinnen thäte? Wir müßten es doch wegpraktiziren. Ich ärgerte mich zum krepiren, und wir fingen uns honett an zu zanken. Was, sagt' ich, willst du von uns? Strapziren wir uns nicht genug? Ich dächte, wir exercirten unsere Glieder, wenn wir's ganze Holz zusammenschleppen. Ist das nicht raisonnabel genug? rc. rc.

(Das Verderbniß nimmt seinen Weg nie von unten nach oben, sondern immer von oben nach unten.)

Christ. Kühnau.

(Deutschheit. S. Hertha. Berlin, 1811. S. 16.)

Liebe Deutsche, wir bitten Euch, wollet uns unser Deutsch nicht durch Anstickung und Einflickung fremder Lappen verderben, wollet Euch nicht mit ausländischen Schellen behängen!

C. Dadurch bewirkte Lauigkeit und Verachtung der Deutschen gegen ihre Sprache und sklavische Nachahmung des Fremden.

Friedrich II

(Ueber die teutsche Litteratur, ihre Gebrechen und die Ursachen derselben, wie auch Mittel zu ihrer Verbesserung. Berlin 1780. S. 69.)

— Damit wir nichts von alle dem, was unserm Fortgang im Wege stand, vorbeigehen, so müssen wir erwähnen, wie wenig man sich an den meisten Höfen in Deutschland der deutschen Sprache bediene. Unter Kaiser Josephs Regierung ward zu Wien nur Italienisch gesprochen; das Spanische hatte den Vorzug unter Karl VI. Während der Regierung Franz I, eines gebornen Lothringers, war an dem Hofe das Französische weit gemeiner als das Deutsche; gleiche Beschaffenheit hatte es an den churfürstlichen Höfen. Und was war die Ursache? Ich wiederhole es, mein Herr; das Spanische, das Italienische, das Französische waren ausgebildete Sprachen, die unsrige war's nicht. *) Doch wir wollen uns trösten; auch in Frankreich ist das Gleiche geschehen. Weit mehr ward unter Franz I, Karl IX, Heinrich III in guter Gesellschaft Spanisch und Italienisch, als Französisch gesprochen; die Nationalsprache kam nicht auf, bis sie verfeinert, klar und ausgefeilt wurde, bis eine Menge klassischer Bücher sie durch malerische Ausdrücke verschönerten und zugleich ihren grammati-

*) Großer Schatten! Könntest du jetzt die Sprache deines Volks sehen: du würdest die von dir streng gerichtete willig und fest auf die Thronen deutscher Fürsten verpflanzen!

schen Gang bestimmten. Unter Ludwig XIV verbreitete sich das Französische durch ganz Europa, und zwar zum Theil aus Liebe zu den damals blühenden guten Scribenten, und auch selber wegen der guten Uebersetzungen der Alten in die französische Sprache. Nunmehr ist diese Sprache jedem Hause, in allen Städten zur allgemeinen Sprache geworden. Reisen Sie von Lissabon nach Petersburg, von Stockholm nach Neapel, in der französischen Sprache wird man Sie aller Orten verstehen. Vermittelst dieser einzigen Sprache ersparen Sie sich eine Menge anderer, die Sie sonst wissen müßten, die sonst Ihr Gedächtniß mit Wörtern überladen würden, an deren Statt Sie nunmehr dasselbe weit besser mit Sachen anfüllen können.

Fried. Aug. Wolff.

(Ueber ein Wort Friedrichs II von deutscher Verskunst. Berlin, 1811. S. 5.)

Am auffallendsten fand sich noch gegen Ende des Jahrhunderts die Denkart Friedrichs bei zwei in Holland gealterten berühmten Deutschen, (David Ruhnkenius aus Stolpe in Pommern, und Christoph Saxe aus Eppendorf bei Freyberg), die ihr Deutsch beinah ganz vergessen hatten, ohne dafür eine andre Sprache zu täglichem Gebrauch zu lernen. Neugierig erkundigten sich diese bei Reisenden, wie wahr denn die Sage sey, daß bei uns selbst der Vortrag auf Universitäten mit deutscher Zunge geschähe, und wie es doch möglich, mit einem so unbehülflichen Werkzeuge die nöthige Schärfe und Präcision der Begriffe zu erreichen. Diese Litteratoren hatten ihr Vaterland wenige Tage nach Friedrichs Thronbesteigung verlassen, und lebten seit der Zeit ganz

in der Sprache, worin sie als Lehrer und Schriftsteller wirken wollten. Zwar gebrauchten sie zu höherm Umgange und auf Reisen die heutige Universalsprache Europens, aber mit großem Anspruch auf die Nachsicht des Volkes, das so gern die oft unglückliche Anstrengung für seine Bequemlichkeit mit duldsamen Gehör belohnt. Brieflichen Wechsel der Gedanken führten sie nicht leicht anders als lateinisch, und nur mit Gelehrten; für das häusliche Verkehr aber brauchten sie ein wunderbares Sprachgemenge, wie man etwa abgetragene Kleider zu häuslichem Dienst erniedrigt. — Gab man ihnen eine Vorstellung von den schönen Fortschritten unserer Sprache seit Gottsched's Zeitalter bis zu der männlichen Reife Göthen's und Schiller's, so horchten sie der ausländischen Erzählung gefällig, doch mit ungefähr gleichem Befremden, als womit man den schnellen Gang betrachtet, den einst zu Athen die Prosa der Geschichte von Herodots Jugendzeit bis an das hohe Alter des Thukydides machte. Aber die so rasch getriebenen Früchte mit zu genießen, zeigten sie eben kein Verlangen, und lenkten bald das Gespräch auf gelehrtere Gegenstände.

G. L. Spalding,

(G. L. Spalding über die deutsche Sprache. Vorgelesen am 6ten Aug. 18 7 in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften. Berlin 1807.)

— — Hier ist ein Feld für jeden, der es treu meint mit dem gemeinschaftlichen Vaterlande. Hier sind Eroberungen zu machen, oder vielmehr Bekehrungen zu wirken. Denn eine wahre Irreligion ist sie, diese Kälte gegen die Ehre deutscher Nation und Zunge bei den Deutschen selbst; dieselbe Unfrömmigkeit, die der Rö-

mer schalt, wenn der Sohn dem Vater nicht anhing, noch der Verwandte dem Genossen seines Blutes. Die Sprache ist das Palladium eines Volks. So lange sie lebt, so lange sie theuer und werth gehalten wird, eben so lange ist das Volk noch da, und kann sich verstehen, sich vereinigen. Um diesen allgemeinsten Gegenstand der Nationalehre, um diesen helleuchtenden Heerd des deutschen Ruhmes versammele sich, wer fühlen und denken kann, und bilde treu und einstimmig immer mehrere zu Gedanken und Gefühl. Nicht gehässig rücke er auf, was mißtönt in der Sprache, die in rauhen Gegenden aufwuchs, sondern, immer feiner hörend, immer kundiger bewundernd, was von andern Zonen herübertönt, mit vollerem und lieblicherem Laute, mit gewandterer Kürze und geistigerer Lebhaftigkeit, kurz in dem ganzen Sinne der stillen Tiefe des Deutschen, bleibe treu, wer diese Sprache spricht, seinen Brüdern, die sie mit ihr reden, und bemerke immer scharfsichtiger die Abdrücke des Nationalgeistes, welche diese Sprache trägt, von Gefühl, von Sitte, von Treue, von Tiefsinn.

E. M. Arndt.

(Ueber Volkshaß und über den Gebrauch einer fremden Sprache. Leipzig 1813. S. 73.

Keine Sprache ist von den Eigenen so wenig ausgebildet und so sehr vernachläßigt als die deutsche Sprache, so daß man Thränen weinen könnte, wenn man bedenkt, wie wenige Deutsche den Klang und den Wohllaut und die Gewalt ihrer Sprache kennen, geschweige denn, daß sie die innere Tiefe und den schweren Reichthum ahnden, der für sie ein versunkener Schatz ist. Wer sieht, — ich frage euch Deutsche, und erinnere euch daran, damit ihr euch schämt — wer sieht anders:

wo die Erscheinung, die wir jeden Tag sehen können, daß von tausend Deutschen kaum einer richtig deutsch lesen und aussprechen kann? So sorglos sind wir der eigenen Vortrefflichkeit bei der Jagd nach dem Fremden, und bei der Ueberschäzzung des Fremden. Wenn ein gebildeter Schwede in Stockholm, ein gebildeter Franzose in Paris, und ein gebildeter Italiener in Florenz so schwedisch, französisch und italienisch sprächen, als Männer unserer gebildetsten Klassen in Zürch, Stuttgard, München, ja in Dresden, Berlin und Hannover, wo sie sich auf ihre Aussprache und Kunst schon etwas einbilden, deutsch sprechen, wohin sollte er fliehen vor dem Spott und Gelächter der Zuhörer? Der deutsche Gelehrte, Künstler, Graf und Freiherr schämt sich nicht, seine Muttersprache zu reden, wie sein Bedienter und Kutscher sie sprechen; er würde untröstlich seyn und bis an die Ohren erröthen, wenn man ihm sagte, er spreche französisch wie die Bauern in Auvergne und der Franche Comte. Alles muß der Mensch lernen, der auf Bildung Anspruch machen will, nur seine Sprache, will der Deutsche nicht lernen, die soll ihm von selbst kommen.

Friedrich Schlegel.

(Ueber die deutsche Litteratur, im deutschen Museum Septbr. St. Wien 1812. S. 266.)

Kann man wohl läugnen, daß die grenzenloseste Vernachläßigung der Sprache bei uns fast allgemein herrschend ist? Welche Stelle nimmt bei uns der Unterricht in der eignen Sprache ein, der bei den Griechen die Grundlage und fast auch der letzte Endzweck der ganzen Erziehung war? — Die Antwort darf ich mir leider ersparen.

Fried. Ludw. Jahn.

(Volksthum. S. 376.)

Muß es die Nachwelt nicht für ein Märchen halten, daß zu einer Zeit, als die Deutschen schon große Dichter und Schriftsteller in allen Fächern der Wissenschaften hatten, dennoch die Verhandlungen der ersten gelehrten Gesellschaft des zweiten Staats in einer fremden lebenden Sprache geschahen, und in derselben auch zum Druck befördert wurden? —

Kolbe.

(Wortreichthum rc. 1. Th. S. 255.)

Es ist eine alte Klage, die aber leider! immer noch Grund hat: keine Nation verwendet auf Anbau und Veredelung der Sprache weniger Fleiß als wir. — Daß die Geistesbildung eines Volks mit der Kultur der Muttersprache gleichen Tritt hält; daß durch diese und fast durch diese allein, in ihren leisesten, zartesten Regungen die Seele sich ausspricht; daß, wie die Sprache veredelnde Pflege des Menschen annimmt, sie auch wiederum veredelnd auf sein Inneres zurückwirkt, und so, was dem Körper Luft und Nahrung, das und noch mehr dem Geiste ist; — daß einer Nation ihre Muttersprache zu dem Kostbarsten, Heiligsten gehört, was sie besitzt, weil sie, als geschlossene, selbstständige Gesellschaft, mit derselben steht und fällt; daß das mächtigste Volk, ohne ausgebildete Sprache und Litteratur, zwar wohl gefürchtet, aber nicht geehrt wird: indeß der fleißige Anbau beider einer Nation, auch nur von geringem politischen Einfluß, Achtung und Liebe ihrer mächtigen Nachbaren erzwingt, daß bei uns Deutschen insbesondere Sprache und Litteratur das einzige Band sind, das die getrennten Gemü-

ther zusammenhält; der einzige feste Punkt, an den Gemeinsinn und Vaterlandsliebe sich noch anknüpfen lassen, — und wir demnach mehr, als andere Völker, Veranlassung haben, unsere Muttersprache der sorgsamsten Pflege werth zu achten: — das scheinen weder unsere Staatsmänner, denen jedes Mittel, die schlummernde Kraft der Nation zu wecken, willkommen seyn müßte, noch unsere Gelehrten, die Ausbreitung veredelnder Geistesbildung bezwecken, zu wissen oder wissen zu wollen.

In Staatsangelegenheiten wird sie entweder nicht gebraucht oder entwürdigt. In Schriften gilt sie noch immer für Nebensache, für bloßes Werkzeug des Bedürfnisses. Unsern Schriftstellern — ich spreche von der größern Zahl — ist es mehr darum zu thun, den Gedanken festzuhalten, als durch gefälligen Ausschmuck ihn schön zu bilden. — Gleichwohl lehrt uns die Erfahrung, daß in Werken der Darstellung nur die Form den Inhalt adelt: daß die vollwichtigsten, gediegensten Gedanken, wenn die Sprache sie nicht hebt, ihren Urheber selten überleben; — gleichwohl sehen wir, daß die Schriftsteller aller Zeiten, deren Namen man nennt, weniger dem, was sie gesagt, als der Art, wie sie es gesagt haben, ihre Unsterblichkeit verdanken.

Schlimmer noch wird im gesellschaftlichen Umgang unsere Sprache verwahrloset. Hier muß sie gegen eine Fremdlinginn sich wehren, die in den sogenannten feinern Zirkeln ihre Rechte sich angemaßt hat, und auf verjährten Besitz trotzend, jeden Fuß breit des gewonnenen Bodens mit Hartnäckigkeit ihr streitig macht. Wird es die Nachwelt glauben, daß der Deutsche unserer Zeit feig genug dachte, fremdes Eigenthum dem seinigen,

wahrlich nicht schlechteren, vorzuziehen, in fremde Formen seinen Geist freiwillig einzusperren, und durch diese unvaterländische Selbsterniedrigung der Nation, der jene Formen zugehören, sklavisch zu huldigen? daß er mehr Ehre darin setzte, eine ausländische Sprache zu lallen, als seine eigne zu reden? — Unsere Unterhaltungen sind französisch, oder, was noch schlimmer ist, halbfranzösisch — aus französischen Lumpen geschmacklos zusammengeflickt, und fast wörtlich aus dem Französischen übersetzt.

G. A. Bürger.

(Anweisung zur deutschen Sprache und Schreibart.)

In der ganzen Litteraturgeschichte ist kein aufgeklärtes schreibendes Volk bekannt, welches im Ganzen so schlecht mit seiner Sprache umgegangen, so nachläßig, so unbekümmert um Richtigkeit, Reinheit und Schönheit, ja welches so liederlich geschrieben hätte, als bisher unser deutsches Volk.

Th. Heinsius.

(Deutscher Hausschatz 1814.)

Die Sprache ist das erste Gemeingut eines Volks, dessen Bewahrung und Veredelung sowohl die Ehre des Ganzen als der Vortheil des Einzelnen erfodert. Lange haben die Deutschen diese Wahrheit verkannt, und den herrlichen und reichen Sprachschatz verachtet, den Luther aus den zerstreuten Erbtheilen der Voreltern zusammengetragen, nnd als geläutertes Gold ihnen übergeben hatte Sie lernten alles, was sich ihnen darbot in Wissenschaft, Kunst und Gewerbe, und mühten sich mit ängstlicher Sorgsamkeit um die Sprache des Auslandes; nur um ihre eigene kümmerten sie sich nicht, und sahen es ruhig mit an, wie sie

verdreht, entstellt, verunreinigt, gemißhandelt, und in ihrem innersten Wesen verderbt wurde. Doch schwer und empfindlich rächte sich die Verachtete an ihren Verächtern; denn da sie doch nun einmal in dieser Sprache ihre Gedanken und Gefühle mündlich und schriftlich austauschen, ihr Geschäft darin verhandeln, und durch sie die Betreibung ihrer Kunst- und Gewerbthätigkeit fördern mußten: so konnte es nicht fehlen, daß ihnen täglich und bei allen Gelegenheiten der Mangel an Sprachkenntniß fühlbar, und deshalb selbst ihr bürgerliches Fortkommen erschwert wurde. Eigene Kraft nicht gebrauchend, sahen sie nun bald von einer bunten Heerschaar fremder Wörter und Redensarten aus allen Sprachen Europens sich überschwemmt, und dadurch genöthigt, etwas verstehen, sprechen, schreiben und anwenden zu lernen, was ihnen eben so viel Mühe kostete, als Mißverständnisse, Verwirrungen der Begriffe und Lächerlichkeiten aller Art erzeugte, wodurch die Redenden sammt der Rede ihres Mundes ein Spott des Auslandes wurden.

In dieser Verachtung und Knechtschaft der Sprache ist der größte Theil des jetzigen Geschlechts der Deutschen aufgewachsen, und büßt nun die Schuld der Väter wie die eigene um so härter, da sie als eingewurzeltes Uebel, gleich der Erbsünde, auf Kind und Kindeskind fortzugehen droht. Jetzt oder nie dürfen wir hoffen, dieses Gemeinübel mit Erfolg zu bekämpfen, da das Ehrgefühl des Volks sich mit seiner Streitkraft erhoben, und die Gesinnung desselben den Stempel der Deutschheit wieder gewonnen hat. Diese Wiedergeburt der edlen Volksnatur wird es nicht zugeben, daß die deutsche Sprache noch länger entstellt und verkrüppelt, in Reichthum und Ueberfluß kargend, und mit fremden Flitterstaate sich deckend,

unter einem kräftigen, tapferen, gelehrigen, in Kunst, Wissenschaft und Gewerbe gebildeten Volke, verachtet und krankhaft einherschleiche. Die Stimme der Ehre wird stärker seyn, als die träge Gewohnheit; die hart gezüchtigte Vorliebe für das Fremde wird gebührend zurücktreten vor der lohnenden Liebe zum Heimischen, und der deutsch-gesinnte Deutsche wird wieder seine gesunde Sprache erringen, wie er seine Freiheit errungen hat.

Ein ungenannter Engländer

(S. Berlinische Monatsschrift. Septb. 1803.)

Seid gegen euch selbst gerecht, ehe ihr Gerechtigkeit von Fremden fodert! Thut euer Möglichstes, damit man vergesse, daß euer größter König eure Sprache so verachtete, daß er sie nicht einmal richtig sprechen konnte; daß bis beinah in den heutigen Tagen in euren Hauptstädten französische Theater errichtet worden sind, — daß noch eben jetzt eure gelehrten Gesellschaften ihre Schriften in einer fremden Sprache herausgeben. Machet, daß dies bald aufhöre, und verkündiget dadurch daß eure Sprache sich nicht mehr in einem Zustande der Unmündigkeit befinde.

In demselben Stücke sagt ein anderer in einer Zuschrift an einen Deutschen: „es schien mir, als ich in Deutschland war, — und ich fürchte, es ist noch so — daß es wenig echte Deutsche unter ihnen gab. Die eine Hälfte bestand aus einer französischen, die andere aus einer englischen Parthei, während ihr gemeinschaftliches Vaterland oft durch beide litt.“ Recht, wie ein römischer Geschichtschreiber sagt: „Alles hatte sich nach zwei Seiten hingedrängt. Der Staat, welcher in der Mitte stand, ward zerrissen.“

Klopstock.

(Dessen Werke, B. 1. Fragen S. 114.)

Verachte ihn, Leyer, welcher den Genius
In sich verkennet! und zu des Albion,
Zu jedem edlern Stolz unfahig,
Fern, es zu werden, noch immer nachahmt!
Soll Hermanns Sohn, und Leibnitz, dein Zeitgenoß
(Des Denkers Leben lebet noch unter uns!)
Soll der in Ketten denen nachgehen,
Welchen er, kühner, vorüberflöge?

5. Wichtigkeit der Muttersprache und Litteratur für jedes Volk.

Fr. Ludw. Jahn.

(Bereicherung des hochdeutschen Sprachschatzes. Leipzig 1805.)

In seiner Muttersprache ehrt sich jedes Volk, in der Sprache Schatz ist die Urkunde seiner Bildungsgeschichte niedergelegt; hier waltet wie im Einzelnen das Sinnliche, Geistige, Sittliche. Ein Volk, das seine eigene Sprache verlernt, giebt sein Stimmrecht in der Menschheit auf, und ist zur stummen Rolle auf der Völkerbühne verwiesen. Mag es dann aller Welt Sprachen begreifen, und übergelehrt bei Babels Thurmbau zum Dollmetscher taugen, es ist kein Volk mehr, nur ein Mengsel von Staarmenschen.

Derselbe.

(Volksthum. S. 184.)

Erziehen ist nicht ohne lehren, Erzogenwerden nicht ohne lernen; erziehungsbedürftig ist der Mensch, erziehungsfähig wird er erst durch die Sprache. Nur durch die Sprache denkt er. Ohne Sprache giebt es kein Festhalten der Begriffe, kein Bestimmen derselben zum Urtheil, kein Aneinanderreihen von diesen zu Schlüssen. Nur Eine Mutter hat jeder Mensch, Eine Muttersprache ist für ihn genug. Wehe dem Säugling, der einer Amme bedarf, wehe dem Kinde und jedem Unsprachfertigen, die zur Muttersprache noch gleich eine Ammensprache mitlernen müssen. Die Mutterliebe ist der beste Dolmetscher der Sprechensanfänge. Lallen und Stammeln bildet sie helfend zur Sprache. So

wird mit dem Lebensmorgen die Muttersprache das offene Thor zu Herz, Gedachtniß und Verstand; fremde frühzeitige Plapperei öffnet eine Afterpforte mit Diebsschlüssel. Zwei Mütter gebähren nicht Einen Leib, zwei oder mehrere Sprachen zugleich entfalten kein Sprachvermögen. Vorder- und Hinterthür zugleich im Hause aufgethan, giebt Zugluft; Pferde zugleich vorwärts und rückwärts vor und hinter den Wagen gespannt, werden ihn nicht weit aus der Stelle bringen. Sollen in früher Jugend zwei oder mehrere Sprachen zugleich ihre Wirksamkeit äußern, so müssen sie sich mit den Vorstellungen kreuzen, den Gedankenzusammenhang stören, den ganzen Menschen verwirren. Wie im hohen Alter, in der zweiten Kindheit, es irrrt, viele Sprnchen gekannt zu haben, so unausbleiblich im zarten Lebensanfang. — —

In Einer Sprache wird man nur groß. Homer und das ganze mustergültige Alterthum, Ariosto, Tasso, Cervantes und Shakespear verplapperten gewiß nicht ihre Muttersprache in fremden Wörtern. Sprechen ohne Sprache; Sprachen können, und doch keine einzige in seiner Gewalt haben; wissen, wie Brod in allen Sprachen heißt, es aber in keiner verdienen; Rabennachsprechen, Staarmäßigkeit und Papagayenkunst — entstellen kein Volk so sehr als das deutsche, und unglücklicher Weise finden wir diese Mißgeburten schön, wie manche Gebirgsleute, ihre Kröpfe.

Derselbe.

(Volksthum. S. 99.)

Ohne eine allgemeine Umgangs - Schrift und Büchersprache herrscht im Volke eine Verwirrung. Das hochdeutsch ist eine Gesammtsprache, und hat eine unendliche Bildsamkeit in sich; jeder Deut-

sche sollte es als ein nothwendiges Bürgererforderniß lernen. — Bürgermeister und Rath in einer Sächsischen Stadt schickten einem preußischen Feldherrn, der in einer schriftlichen Ordre zwölf Futter- (oder Häckerling-) Schneider verlangte, was sie „Fuder Schneider" lasen, einige Wagen voll nähfertiger Leute, mit der Entschuldigung: „mehr Fuder zu beladen, sey für jetzt unmöglich." (Wolke's Anweisung Kinder und Stumme zu unterrichten. Leipzig 1804.)

Achtung der Volkssprache hat Sieger und Herrscher gemacht, Verachtung hingegen und Unbekanntschaft Thronen gestürzt und große Plane verhindert. Der Kenntniß von der Ursprache Spaniens verdankte Hamilkar seine dortigen Siege. Sprachkenntniß verschaffte dem Mithridates frische Heere und neue Völker, wenn die alten erlagen. Gustav III. der große Redner, konnte nicht fertig Finnisch — das verhinderte die Zerstörung von Petersburg. Welche Nachtheile hat Oestreich davon gehabt, daß Joseph II die ungarische Sprache ausrotten wollte. Kaiser Karl IV gab in der goldenen Bulle das Gesetz, daß jeder Kurfürst böhmisch verstehen sollte. Das war zu viel — aber daß jeder Fürst mit jedem Unterthan in seiner Muttersprache reden könnte, wäre billig. Hätten Englands Herrscher Ersisch und Galisch verstanden wie viele Empörungen wären dadurch zu beschwichtigen gewesen!

Keine Sprache eines andern noch lebenden Volkes darf Hof- und Staatssprache seyn! Denn so lange noch nicht die Sprache eines fremden Volks gebraucht wurde,

konnte keinem andern Volke deswegen einfallen, daß es das erste von allen Völkern, durch Sprache, Bücherwesen und Bildung sey. Es konnte die übrigen Völker nicht „Viehe" nennen, denn das wurden sie erst, als sie sich zu Affen und Papagayen verkünstelten, ihre eigene Sprache aufgaben und völkerstumm fremde Mißtöne nachlallten. So bleibe man, wenn es Dollmetscherspracher geben muß, bei den beiden todten alten. So lange die Friedensverträge lateinisch niedergeschrieben wurden, gab es weniger Meinfrieden.*) Es that den Gesandten keinen Schaden, daß zu ihren Geschäften Lateinisch erfordert wurde, uud mithin ihnen der Zugang zum Rathfragen und Rathseinholen beim Alterthum offen stand. Ochsenstierna verheidigte als Student eine lateinische noch dazu theologische Streitschrift zu Wittenberg. In Mosers patriotlschem Archiv sind lateinische Briefe von Gustav Adolph zu lesen. Durch Kenntniß des Latein und der Kirchengeschichte sind katholische Geistliche so große Staatsmänner geworden. Wer kann sich rühmen, Richelieu's und Talleyrand's Unternehmungen, Planen oder Anschlägen entronnen zu seyn?

Wo ist ein Volk, das ein Wort hat, wie Minne? In welcher Sprache klingt Liebe süßer? Schon Luther hat diesem Worte eine Lobrede gehalten. Welche Sprache ist reicher, das Weib nach Lebensaltern und Lebensverhältnissen zu bezeichnen? Für den einzigen Begriff: unverehlichtes Frauenzimmer, sechs Wörter: Mädchen, Mädel, Dirne, Jungfer, Jungfrau, Fräu-

---

*) Nach Meineid gebildet.

lein, ohne das dichterische Maid und das dienstliche Magd. Für das in den Ehestand übergehenwollende drei: Geliebte, Liebchen und Braut. Für Verheirathete sechs: Frau, Liebste, Eheweib, Gattinn, Gemahlinn, Gemahl.*) Zur allgemeinen Bezeichnung: Frauenzimmer, Weibsbild, Weib, Schöne. Aber für Maitresse und Coquette haben wir nichts, die holen wir aus den Ueberrheinern in unsere keusche Sprache. — — Deutsche Mädchen! warum ist euch solche Muttersprache Tand? Reden ist euch doch Bedürfniß? Warum keine Ordnung in eurer Sprachlehre, da ihr sie doch sonst so sehr liebt und befördert? Sprachfehler sind freilich nicht Fehler des Herzens, Mangel einer Kenntniß ist nicht Geistesmangel. Aber wie kommt es, daß ihr euch die gröbsten Fehler und Sinnentstellungen in der Muttersprache nicht übel nehmt, und sogar zu Gute haltet? Ihr rügt doch sonst die kleinsten Verstoße gegen Uebereinkommnisse der Gesellschaft, uud richtet strenge über Abweichungen? Die Sprache ist die uralte Gesellschaftsstifterinn, und der Sprachgebrauch eine nie aus der Mode kommende Mode. Ihr irrt, wenn ihr meint, aus einem hübschen Munde klinge alles schön. Ein hübscher Mund wird durch ungewaschenes Zeug häßlich und ekelhaft.

Klopstocks Lied einer deutschen Jungfrau sollte jedes deutsche Mädchen auswendig wissen, und die Luise, und Herrmann und Dorothea, und Tiedge's Frauenspiegel. — —

---

*) Das siebente gebraucht Luther: Männin.

Kolbe.

(Wortreichthum.)

Was giebt den Franzosen, was giebt den Engländern jenes stolze Selbstgefühl, das ihnen Verachtung anderer Völker, aber auch Kraft zu Thaten einflößt? jene Ueberlegenheit, die sie vor dem übrigen Europa unbestreitbar behaupten? Ihre gebildete Sprache und ihre Litteratur, der herrliche Abdruck ihrer Geisteskultur. Was fesselt beide Nationen — ich spreche von den Gebildeten, die dort wie überall die Menge stimmen, — was fesselt sie an ihr Vaterland? Ihre Sprache und ihre Litteratur! — Man nehme ihnen heute Sprache und Litteratur, morgen werden sie gemeine Völker seyn. — Selbst ihr politisches Uebergewicht entspringt zum Theil aus diesem Doppelquell. Ihre Sprache, ihre Geisteswerke, haben ihnen aller Orten die Herzen gewonnen, aller Orten die Gemüther unterjocht. Wohin die Herrschsucht sie führt, sie finden überall begeisterte Freunde, überall den Weg schon gebahnt. Denn Feinde, die man innerlich achtet und liebt, bekämpft man nur mit Widerwillen und lässig.

E. M. Arndt.

(Entwurf der Erziehung und Unterweisung eines Fürsten. S. 38.)

Was in Dichtkunst und Rede irgend lieblich und gewaltig ist, des soll sich auch der Fürstensohn erfreuen, damit die höchsten und muthigsten Gefühle und Klänge edler Geister frisch in seine jugendliche Brust eingehaucht werden, und damit er verstehen lerne, welch' ein Uebergang von Herzen zu Herzen in der Gewalt der Rede ist. Das ist aber das höchste Ziel dieser Bildung in der Muttersprache, weil jede Sprache das Abbild des

Karakters und Sinnes eines Volks ist; und weil es keinem wichtiger ist, als dem künftigen Herrscher, auf jede Weise in das Innere seines Volkes einzudringen. Ob ein Fürst andere lebendige Sprachen lernen will, das hange von ihm und seiner Neigung ab; für sein Amt bedarf er keiner, denn er soll kein Kaufmann, Dolmetscher noch Botschafter werden. Den Knaben wollte ich außer der Muttersprache keine lebende Sprache lernen lassen, oder doch nur das Aehnlichste lernen lassen, weil nichts Eitelkeit und Halbheit so sehr befördert, und die klare und reine Auffassung und Ansicht der Welt und des Lebens mehr hindert, als die frühe Mischung des Vielerlei. Die alten Sprachen aber, das Lateinische und Griechische nemlich, wirken nicht so auf uns, weil sie mehr als abgeschiedene und leidenschaftlöse Gestalten eines vergangenen Lebens vor uns stehen, und weil sie überhaupt einen mehr heroischen und jugendlichen Geist der Welt athmen.

---

6. Wiedereinsetzung der deutschen Sprache in ihre natürlichen und wohlverdienten Rechte.

Peter der Große gab in Rußland das Gesetz: „wer nicht lesen und schreiben könne, und nicht Latein verstände, der sollte die Erbschaft seines Vaters nicht antreten können.“

Was Peter zur Beförderung einer gemeinsamen Bildung seines Landes nöthig fand, sollte das nicht jeder deutsche Fürst für die Bildung der Muttersprache in seinem Lande nöthig finden? Oder meint man, die Sache werde sich von selbst machen, und es sei schon genug, daß der Deutsche seine Sprache aus dem Umgang und dem gemeinen Leben erlerne? Ist das bisher geschehen? Und kann es geschehen? Welches Volk spricht und schreibt wohl seine Sprache so unrein, so fehlerhaft, so undeutlich, mit einem Worte so liederlich als der Deutsche? Mögen wir sehen, wohin wir wollen — herrscht in unsern Verordnungen und obrigkeitlichen Befehlen, Reinheit und Klarheit? Erscheinen nicht von Zeit zu Zeit Berichtigungen, Ergänzungen, Erklärungen, nähere Bestimmungen, die blos aus der Undeutlichkeit des Ausdrucks und der Nachläßigkeit der Schreibart hervorgehen? Sind nicht unsere gerichtlichen Urkunden und Verhandlungen noch mit den unverzeilichsten Barbarismen angefüllt und mit solchen fremden Wörtern, die längst durch gute deutsche ersetzt sind? — Haben wir nicht in Künsten und Gewerben noch immer die unverständlichsten Ausdrücke? Wimmeln nicht unsere Zeitungsanzeigen, Kaufmanns= und Handwerksschilde von Sprachschnitzern und Undeutschheiten aller Art? — Tönt nicht von den

Kanzeln in kleinen Städten noch das Wort Mamsell? Copuliren nicht noch immer unsere Prediger, wie unsere Rechtsgelehrten consuliren, unsere Aerzte curiren und unsere Lehrer dociren? Spielen nicht unsere Töchter noch immer Sonaten mit französischen Titeln en quatre mains? Haben wir nicht noch mitten in Deutschland einen französischen Orden? Spricht selbst der Bauer nicht vom prison? Ist überhaupt (mit Ausnahme einzelner Personen) in irgend einem Stande das Bestreben sichtbar, sich in seiner Sprache deutsch zu zeigen? Wie verderbt wir in unserer Sprache sind, das lerne, wer es nicht weiß, von Kolbe über Wortmengerei, 2te Ausgabe, Leipzig 1812. und abgerissene Bemerkungen über Sprache. Leipzig 1813.

Was können und sollen wir thun? Wir wollen unsern Gerichtshof hören.

Leibnitz.

(Leibn. collect.)

Nachdem die Wissenschaft zur Stärke kommen, und die Kriegeszucht in Teutschland aufgerichtet worden, hat sich die teutsche Tapferkeit zu unsern Zeiten gegen Abendländische Feinde, durch große, von Gott verliehene Siege wiederum merklich gezeiget; da auch meistentheils die gute Partey durch Teutsche gefochten. Nun ist zu wünschen, daß auch der Teutschen Verstand nicht weniger obsiegen, und den Preis erhalten möge, welches ebenmäßig durch gute Anordnung und fleißige Uebung geschehen muß. Man will von allem dem, so daran hanget, anitzo nicht handeln, sondern allein bemerken, daß die rechte Verstandesübung sich finde, nicht nur zwischen Lehr- und Lernenden, sondern auch vornehmlich im gemeinen Leben unter

der großen Lehrmeisterinn, nehmlich der Welt oder Gesellschaft, vermittelst der Sprache, welche die menschlichen Gemüther zusammenfüget.

Wann wir nun etwas mehr als bisher Teutsch gesinnt werden wollten, und den Ruhm unserer Nation und Sprache etwas mehr beherzigen möchten, als in diesem gleichsam französischen Zeitwechsel (periodo) geschehen: so könnten wir das Böse zum Guten kehren, und selbst aus unserm Unglück Nutzen schaffen, und sowohl unsern innern Kern des alten ehrlichen Teutschen wieder herfürsuchen, als solchen mit dem neuen äußerlichen, von den Franzosen und andern gleichsam erbeuteten Schmuck ausstaffiren.

Derselbe.

Ich sollte zuförderst dafür halten, daß man des Fremden ehe zu wenig als zu viel haben sollte. — Hernach vermeine, daß ein Unterschied zu machen unter den Arten der Zuhörer oder Leser; denn was für männiglich geredet oder geschrieben wird, als zum Exempel, was man predigt, soll billig von jedermann verstanden werden, was aber für Gelehrte, für den Richter, für Staatsleute geschrieben, da kann man sich mehr Freiheit nehmen. — Es kann zwar auch zu Zeiten ein lateinisches, oder aus dem Lateinischen gezogenes Wort, dabei ein sonderlicher Nachdruck, von einem Prediger gebraucht werden, ein lateinisches sage ich, denn das Französische schicket sich meines Ermessens gar nicht auf unsere Kanzel, es ist aber alsdann rathsam, daß die Erklärung alsbald dabei sey, damit beider Art Zuhörer ein Genüge geschehe.

Sonst ist von alten Zeiten her bräuchlich gewesen, in Rechtshandlungen, Libellen und Produc-

ten, lateinische Wörter zu brauchen, es thun es auch die Fremden als die Teutschen, ob schon einige Gerichte, Facultäten und Schöppenstühle, zumal in Abfassung der Urtheile und Sprüche von geraumer Zeit her, die nicht unlöbliche Gewohnheit angenommen, viel in Teutsch zu geben, so anderswo nicht anders als lateinisch genennt worden, als: Krieg rechtens befestigen, Litem contestari; Gerichtsgang, Instantia; Endurtheil, Definitiva, u. dergl. viel.

In Staatsschriften, so die Angelegenheiten und Rechte hoher Häupter betreffen, ist es nun dahin gediehen, daß man nicht nur des lateinischen, sondern auch des französischen sich schwerlich ganz entbehren kann, dabey doch eine ungezwungene und ungesuchte Mäßigung wohl anständig seyn dürfte, wenigstens sollte man sich befleißigen, das Französische nicht an des Teutschen Stelle zu setzen, wann das Teutsche eben so gut, wo nicht besser welches ich gleichwohl gar oft bemerkt habe.

So könnte man sich auch zum öftern dieser Vermittelung mit Nutzen bedienen, daß man das teutsche Wort mit dem fremden versetzte, und eines zu des andern Erklärung brauchte, da dann auch eines des andern Abgang sowohl an Verständlichkeit, als an Nachdruck ersetzen könnte. — Und dieser Vortheil würde auch sonderlich dienen, gute und wohlgemachte, aber noch nicht so gar gemeine, noch durchgehends angenommene teutsche Worte in Schwung zu bringen, wann sie Anfangs mit den Fremden, oder mit Einheimischen zwar mehr gebräuchlichen, aber nicht zulänglichen zusammengefügt, oder auch sonst mit einer Erklärung begleitet würden, bis man deren endlich mit der

Zeit gewohnt worden, da solcher Vorsorge nicht weiter nöthig.*)

Ueber dergleichen gute Anstalten zu Beibehaltung der teutschen Sprache Reinigkeit, soviel es immer thunlich, hätten die vornehmen Scribenten durch ihr Exempel die Hand zu halten, und damit den einbrechenden Sturm der fremden Worte sich nicht zwar gänzlich (auf einmal), so vergebens, doch gleichsam lavirend zu widersetzen, bis solcher Sturm vorüber und überwunden.

So sollte ich auch dafür halten, daß in gewissen Schriften, so nicht wegen Geschäften und zur Nothdurft, auch nicht zur Lehre der Künste und Wissenschaften, sondern zur Zierde herauskommen, ein wahrer Ernst zu brauchen, und wenige fremde Worte einzulassen seyn.

Dann gleichwie in einem sonst schönen teutschen Gedicht, ein Französisches Wort gemeiniglich ein Schandfleck seyn würde, also sollte ich gänzlich dafür halten, daß in den Schreibarten, so der Poesie am nächsten, als Romane, Lobschriften und öffentlichen Reden, auch gewisser Art Historien und auch bei Uebersetzungen aller solchen Werke aus fremden Sprachen, und summa, wo man nicht weniger, auf Annehmlichkeit als Nothdurft und Nutzbarkeit siehet, man sich der ausländischen Worte, so viel immer möglich, enthalten solle.

---

*) Ein vortrefflicher Vorschlag! Aber wo ist davon jemals Gebrauch gemacht? Man denke an das, was wir täglich sehen und lesen: an Auctionen, Effecten, Atteste, Abonnent und hundert andere. Selbst Vaterlandsfreunde wollen wir nicht seyn, sondern Patrioten, daher denn auch die mangelhaften und falschen Begriffe des Volks von Patriotismus.

Friedrich Ludwig Jahn,

(S. deutsches Volksthum, Lübek, 1810, S. 374.)

Fremde Kunstausdrücke müssen in Benennung von Personen, Würden, Aemtern, Handlungen und volksthümlichen Gegenständen gänzlich abgeschaft, und in Gesetzen, Verordnungen und im Geschäftsgange, wo es nur irgend die Verständlichkeit erlaubt, vermieden werden. Man hat über Campe und andere Sprachfeger gespottet, das war unrecht! Man hat sie geflissentlich im Stich gelassen; das ist schändlich! Worttäuscher und Wortbeschwörer haben Fremdheiten ergrübelt, verwirrte Schalldinge ausgekünstelt, um ihrer Neusucht zu fröhnen, und in Unverständlichkeit den erheuchelten Weisheitsschein zu verhüllen: das wird hochverrätherisch. „Wenn etwas nicht klingen will; es ist nicht deutsch! sage ich, und stets bietet sich besseres." Ein Lehrspruch von Klopstock an seinen jüngern Freund und Werkvollender Voß einst gegeben.

Es ist merkwürdig, daß die Deutschen an ein Kunstwort, aus einer fremden Sprache eingeschwärzt, nicht den kleinsten Theil der Forderungen machen, wie an ein einheimisches. Dort gilt ein leerer Schall genug zur Bezeichnung; hier kann es nie genug, und nicht gut genug ausdrucken. Mögen die krittelnden Wortmäckler und Sachwalter der fremden Schleichwaaren nicht vergessen: daß ein Kunstwort immer ein Wort bleibt, keine Abhandlung der Sache werden darf, sie nur entsprechend andeuten soll.

Ich möchte eine Lebensgeschichte der deutschen neugebildeten Wörter, die man erst als Ketzer in Bann und Acht that, späterhin für anrührig hielt, allmählich in gute Gesellschaft zog, wo sie jetzt tonangebend wallten. Haller gebrauchte zuerst

Sternwarte; die Zeitungsschreiber während des siebenjährigen Krieges nahmen statt Bagage Gepäcke; (die Zeitungsschreiber unsrer Zeit statt Revue Heerschau); Sterne bildete das englische Wort sentimental, seine Verdeutscher empfindsam; Büsching wählte Erdbeschreibung; Campe gab uns das unentbehrliche Zerrbild. Auf diesem Wege nur dreist weiter gegangen, in den Uranfängen der Sprache geforscht, in ihren Mundarten sich umgesehen, und sich von Wohllaut und Geschmack leiten lassen! das kann man unsern Schriftstellern nicht oft genug zurufen.

Kolbe.

(Wortreichthum.)

Germanische Sprachen sollten sich blos aus germanischen bereichern von gleichartigem Klang und gleichartigem Bau. Die Pflanzen des Südens verkümmern in unserer rauhern Luft. Wie erquickend und saftvoll auf einheimischem Boden ihre Früchte seyn mögen, unter unserm winterlichen Himmel entarten sie, und werden herb und ungenießbar.

Derselbe.

Einer deutschen Akademie wäre es würdig, die für Deutschland wichtige Frage aufzustellen: wie fern kann die allgemeine Verbreitung einer fremden Sprache und die unzertrennlich damit verbundene Anhänglichkeit an der Nation, der sie gehört, den Character eines Volks lähmen und entwürdigen? die Vaterlandsliebe untergraben und ertödten? wiefern hat in Deutschland die Allgemeinwerdung der französischen Sprache diese verderblichen Folgen wirklich erzeugt? (Ist der dreißigjährige Krieg, während dessen jene Sprache zu-

erst um sich zu greifen anfing, nicht das Grab des deutschen Gemeinsinns gewesen? woher kommt es, daß England fast das einzige Land Europa's ist, in dem wahre Vaterlandsliebe noch gilt?) — wodurch endlich könnte jetzt, da es vielleicht noch Zeit ist, dem Unheil, welches das Eindringen der französischen Sprache über Deutschland gebracht hat, am kräftigsten entgegen gewirkt werden? (Sollten hier nicht ausschließende Achtung der Landessprache von oben herab, und dadurch erleichterte allmählige Verdrängung der fremden auf einer Seite, und auf der andern thätige Unterstützung der National-Litteratur — nicht bloß der wissenschaftlichen, sondern, und vorzüglich der schönen, die ja am allgemeinsten wirkt, und auf Bildung und Sitte den unmittelbarsten Einfluß hat, — zu den zweckmäßigsten Mitteln gehören?)

Viel dahin gehöriges, was trefflich gedacht und gesagt ist, findet man in Herders Briefen über die Humanität.

E. M. Arndt.

(Ueber Volkshaß ꝛc. S. 78.)

Wir waren nichtig geworden, weil wir unsere Sprache verachtet hatten; die Sprache war nichtig geworden, weil wir aufgehört hatten, ein Volk zu seyn. Dies ist ein Zirkel, der sich nirgends öffnet, so sehr ist Sprache und Volk innerlich Eins. — Durch den großen und heiligen Kampf, worin wir stehen, werden die Geister zu dem Vergessenen und Verlornen geweckt und gewendet werden; die Menschen werden sich mit neuer Lieb und Treue, und mit neuen Hoffnungen und Arbeiten zu dem deutschen Vaterlande wenden, und die Irrthümer betrauern, die sie in die letzte Unseelig-

keit brachten; der Adel nnd die Fürsten werden in deutscher Sitte, Art uud Sprache ihre Ehre und Freude und ihren Glanz und Ruhm finden, und das zu lange geliebte Fremde verwerfen; die Gelehrten werden begreifen, daß ohne Leben die Wissenschaft und Kenntniß nichtig ist; die Träumer werden Thäter, die Schreiber werden Redner, die Stummen werden Sprecher werden, wir werden ein neues Volk werden. Dann wird auch für unsere Sprache eine neue Zeit beginnen. Doch für dieses unser größtes Heiligthum hoffe ich am meisten von euch, deutsche Fraueu und Jungfrauen, ihr Leiterinnen und Bildnerinnen der künftigen Geschlechter. In eure Hand ist Deutschlands künftiges Glück oder Weh gegeben; ihr sollt unsern Söhnen und Enkeln die Liebe und Treue in die Brust hauchen, welche nichts als das Vaterländische und Deutsche will, welche das Fremde und Ungleiche für das Eigene und Gleiche verwirft; ihr sollt durch euren Beifall oder Tadel, durch eure Anerkennung oder Verwerfung dem ganzen Leben die Richtung und das Streben geben, die dem Vaterlande Heil und Ehre bringen. Die höchste Gewalt, die stille Gewalt der Sitte und Meinung, die allmächtige Gewalt des Herzens ist unter eure Obhut gethan; ihr werdet sie für das Vaterland gebrauchen, denn ihr wollet ja die Mütter und Gattinnen freier und stolzer deutscher Männer seyn. Darum bitte ich euch im Namen meines Volks, und der höchsten Ehre des Volks, — der Sprache. Am meisten aber bitte ich euch, fürstliche und adelige Frauen und Jungfrauen, die ihr den glänzenden Reigen des höhern und idealischen Lebens führt. Euch vor allen geziemt es, euch zu deutschem Stolz und zu deutscher Glorie zu erheben, und den Großen und Kleinen des Volks voran zu leuchten. Euer ist die Aufgabe, zu beweisen, daß die deutsche

Sprache auch ihre Grazien und Musen hat, die in Königssälen und Fürstenpallästen erscheinen dürfen.*) Nur durch euch können sie die Anerkennung gewinnen, die keine Klagen und Beschwerden der Bessern im Volke ihnen gewinnen werden. O stellt euch auf die Höhe, die euch gebührt! wollet deutsche Frauen seyn, wollet als deutsche Fürstinnen und Herrscherinnen glänzen, wollet das Deutsche als das Höchste und Herrlichste in eurer Nähe leuchten lassen, — und die Männer werden glauben, es sey das Höchste und Herrlichste.

---

*) So erschienen sie einst in den Pallästen der Schwäbischen Kaiser zur Zeit der Minnesinger! Ach, eine glückliche Zeit! da waren Religion, Liebe und deutsche Dichtkunst im schwesterlichen Verein. Die Säle der Fürsten und Großen standen ihnen offen; deutsche Fürsten waren deutsche Sänger, und die Spiele der Höfe waren Gesang und Dichtkunst.

7) Gesammt-Stimme.

Drei Dinge sind es, durch welche die Deutschen ihre Sprache und Litteratur zu einem volksthümlichen Ansehen erheben, uud sich alle daraus hervorgehende Vortheile für ihre wissenschaftliche Bildung und ihre politische Wichtigkeit verschaffen können:

1) Die deutschen Fürsten müssen die deutsche Sprache lieben, schützen und fördern, — Dies werden sie thun, wenn sie solche zu ihrer Hofsprache machen, alle Staatsschriften und Verhandlungen unter sich in dieser Sprache abfassen uud betreiben, zu den höhern und niedern, geistlichen nnd weltlichen Stellen Keinen zulassen, der nicht in dieser Sprache entscheidende Beweise seiner Kenntniß in einer dazu angeordneten Prüfung abgelegt hat; wenn sie in ihren Schulen den sorgfältigsten Unterricht darin zu ertheilen anbefehlen, und auf ihren Universitäten besondere Lehrämter für die Muttrrsprache errichten. Auch machen sie es der Obrigkeit zur Pflicht, bei allen gewerbthümlichen Ankündigungen und Aushängeschilden für Verständlichkeit und Reinigkeit Sorge zu tragen.

2) Gelehrte- und Volksschulen müssen den Unterricht in der deutschen Sprache in wissenschaftlicher und volksthümlicher Hinsicht, als einen Hauptgegenstand deutscher Bildung behandeln. — Die alten Sprachen sollen und werden dabei nicht leiden; sie bleiben fest und unerschüttert als der Grundstein aller Kultur in ihrem verdienten Ansehen. Aber der Handwerker und Kaufmann braucht kein Latein,

und für die wenigen Gewerbe, die es als eine Luxussache, oder um einiger herkömmlichen Ausdrücke willen, für sich wünschen möchten, können Privatstunden eingerichtet werden. Die formelle Bildung, welche ihm die alten Sprachen gaben, ersetzen ihm reichlich die deutsche Sprache und Mathematik, und verschaffen ihm noch viele äußere Vortheile des bürgerlichen Lebens, deren er jetzt schmerzhaft entbehrt. Die französische Sprache werde, was sie früherhin war, Sache des Privatunterrichts, für die, welche das Bedürfniß fühlen, sie zu erlernen; auf keinen Fall gehört sie in die Volksschulen. Dadurch gewinnen unsere Schulen an Zeit für den deutschen Sprachunterricht, woran es bisher bei der Ueberladung der Lehrplane mit unnützem Ballast fehlte. Der Unterricht selbst aber muß auch ein anderer werden. Das methodische Verfahren, welches jede gut eingerichtete Lehranstalt bei den alten Sprachen und den Wissenschaften beobachtet, muß auch im Deutschen statt finden, im Lesen, Erklären, Schreiben und Reden. Bloße Grammatik (die auch dürftig genug war) macht noch keine Deutschredende und Deutschschreibende. Der Unterricht in der Muttersprache muß Rechtsprechen, Rechtlesen, Rechtdenken, Rechtreden, Rechtschreiben und Rechtsingen seyn. Dazu gehören Lehrbücher in einer methodischen Stufenfolge, Lehrbücher — welche Sprachlehre und Logik zugleich sind, und dem jungen Menschen Fähigkeit und Lust geben, die mustergültigen Schriften seines Volks zu lesen und zu verstehen — und solche Lehrbücher haben wir noch nicht; aber sie werden sich finden, wenn man die Sache ernstlich will. — Jeder deutsche Staat sichte, bereichere und veredele auf seinen Schulen den allgemeinen Sprachschatz des Hochdeutschen aus seiner Mundart, nach dem Vorgange Luthers, oh-

ne Streit und Eifersucht, wie das Bedürfniß es fodert, und leidenschaftloses Denken es eingiebt. Kurz, der Unterricht sey bildend für den Verstand, nutzbar für das bürgerliche Leben, heilbringend der Wissenschaft, erhebend für Sprache und Volk.

3) Die Schriftsteller müssen auf die Form ihrer schriftlichen Darstellungen für das Volk denselben Fleiß verwenden, den sie der Sache widmen. — Erwiesene Sprachfehler, Undeutlichkeit in der Wortstellung und Verbindung, verstand- und geschmacklose Sprachmengerei, müssen forthin wie sittliche Gebrechen angesehen, und von den Gelehrtenvereinen als Warnungstafeln zur Schau gestellt werden. Je wichtiger der Schriftsteller in Hinsicht auf die Sache ist, welche er darstellt, je sträflicher wird seine Vernachläßigung in der Form. Hier richte das Volk durch seine Weisen und Verweser streng, und ohne Ansehen der Person.

Wenn wir uns vom Jahre 1814 an in Deutschland einen Körper denken, der sich frei und gesund auf eigenthümliche Art bewegen, und seine Sprache unter diesen drei Bedingungen nach allen Seiten hin ausströmen kann: so sehen wir vielleicht bald das prophetische Wort erfüllt, mit welchem sein strenges Richteramt schließt

Friedrich II.

Die Nachbarn werden Deutsch lernen! Zum Entzücken werden es die Höfe sprechen! Es kann geschehen, daß, einst verfeinert und vervollkommt, unsere Sprache, um unserer guten Schriftsteller willen, sich von dem einen Ende von Europa zum andern ausbreiten wird. Noch sind sie nicht da, diese schönen Tage; doch nähern sie sich. Ich verkündige sie Ihnen, sie werden erscheinen!

8) Schlußbemerkung.

Wenn, wie zu erwarten ist, die hochherzigen Fürsten, welche Europa's Freiheit erkämpfen, auch die fremde Sprachherrschaft in ihren Staaten bekämpfen werden: so dürfte hoffentlich die Frage in Anregung kommen, welche unter den neuern Sprachen am besten und gefahrlosesten zur Europäischen Staatensprache erhoben werden könne? — Die Antwort auf diese wichtige Frage muß auf gewissen allgemeinen Annahmen und Grundsätzen beruhen, die eben so aus den natürlichen und politischen Verhältnissen, als aus dem Bildungszustand der Europäischen Völker hervorgehen. Und da ergeben sich dann folgende Griunderfodernisse:

1) Sprache und Volk müssen gebildet seyn und ein reiches Schriftenthum (Litteratur) besitzen.
2) Das Volk muß von keinem andern zu fern, wo möglich der Mittelpunkt aller übrigen seyn.
3) Das Volk muß zahlreich und mächtig, doch kein einheitliches Ganzes bilden, also keinen erobernden Staat ausmachen.
4) Die Sprache muß ihrem Stamme nach den Sprachen der benachbarten Völker verwandt, also leicht zu erlernen, und in einem großen Theile Europa's schon bekannt und geachtet seyn.

Welches Volk in Europa vereinigt in sich diese nothwendigen Erfodernisse? Nur zwei, — die Deutschen und die Italiener; jene als das Haupt des Germanischen, diese als das Haupt

des Römischen Sprachstammes. Diese ist Vermittlerinn der alten und neuen Zeit, und findet ihre jüngeren Schwestern in Frankreich, Spanien und Portugall; jene ist Stammsprache, und lebt in ihren Schwestern und Töchtern in Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Island und Angelland, wird auch geliebt und gelernt in Rußland (auf allen vier geistlichen Akademien nnd in 21 Seminarien.) Beide Völker sind gebildet, den mächtigsten und gebildetsten angrenzend, und wegen des getheilten Besitzes ihrer Ländereien, den Nachbarn nicht gefährlich. Dies werden sie um so weniger, wenn sie sich, bei gleichen Rechten, in die Sprachherrschaft über Europa theilen, so daß bei allen Unterhandlungen und Friedensschlüssen beide gleichlaufend, und sich gegenseitig erklärend, gebraucht werden. So wandelt die alte und neue Welt Hand in Hand! —

Verzeichniß einiger Schriften, die deutsche und französische Sprache und der damit verwandten Gegenstände betreffend, welche in der Verlagshandlung zu haben sind.

Abrégé de grammaire française. Avec un plan sur la manière d'enseigner a l'usage des jeunes gens élevés dans les institutes militaires par P. F. Grandpont, 8. 8 gr.

Aktenstücke über einen poetischen Wettstreit, geschlichtet auf dem deutschen Parnas, gr. 8. 4 gr.

Belling, K. V., Anweisung, die deutsche Sprache auf eine leichte Art zu erlernen, nebst einer ausführlichen Abhandlung über den richtigen Gebrauch des Dativs und Accusativs, mit einer Vorrede vom Herrn Ober-Consistorial-Rath Teller, 8. 10 gr.

Desselben kurze, jedoch gründliche Belehrung über die Rechtschreibung der deutschen Sprache, als erster Nothbedarf und als Leitfaden beym Unterricht. 8. 4 gr.

Beyträge zur deutschen Sprachkunde; von der königlichen Akademie der Wissenschaften herausgegeben, 2te Samml. gr. 8. 1 Thlr. 4 gr.

Der erste Theil erschien bey Matzdorf und kostet 1 Thlr. 8 gr.

Jenisch, D., philosophisch-kritische Vergleichung und Würdigung von 14 ältern und neuern Sprachen Europens, namentlich der Griechischen, Lateinischen, Italienischen, Spanischen, Portugiesischen, Französischen, Englischen, Holländischen, Dänischen, Schwedischen, Polnischen, Russischen, Litthauischen. Eine von der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift. gr. 8. 1 Thlr. 14 gr.

Kinderling, M. J. A. F., über die Reinigkeit der deutschen Sprache und über die Beförderungsmittel derselben, nebst einem neuen Versuche zur Reinigung der Hochdeutschen Sprache durch ein dreyfaches Wörterverzeichniß. Eine Abhandlung, welcher von der Königl. Akademie der Preis zuerkannt worden ist. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Kunstmanns kurzgefaßte französische Grammaire, worin die richtige Prononciation und die wahren Grundsätze zur Erlernung der Französischen Sprache anzutreffen, nebst einem Anhange, worin ein Wörterbuch, einige Briefe, Titulaturen, Verzeichniß der Namen und Länder, Städte, Flüsse ꝛc. befindlich. Neue mit Gesprächen vermehrte Auflage. 8. 8 gr.

Der Anhang zu dieser Grammaire besonders abgedruckt. 8. 4 gr.

Desselben allgemeines und berliner Titular- und Adreßbuch in deutscher und französischer Sprache, besonders für die Preußischen Staaten eingerichtet, nebst einem Anhange auserlesener französischer freundschaftlicher Geschäfts- und Handlungsbriefe, Wechsel, Quittungen ꝛc. 8. 8 gr.

Desselben kurzes Wörterbuch in deutscher, französischer, italienischer, englischer und polnischer Sprache, zum Unterricht für die Jugend. 8. 8 gr.

Moritz, K. P., allgemeiner deutscher Briefsteller, welcher eine kleine deutsche Sprachlehre, die Hauptregeln des Styls und eine vollständige Beyspielsammlung aller Gattungen von Briefen enthält. 6te Auflage, von neuen durchgesehen und mit vielen Zusätzen vermehrt von D. Theodor Heinsius. 8. 1 Thlr.

Ramler, K. W., über die Bildung der deutschen Nenn- und Beywörter, gr. 8. 16 gr.

In der Gräffschen Buchhandlung in Leipzig sind folgende Bücher über dergleichen und ähnliche Gegenstände erschienen.

Berichte, pädagogisch-amtliche, an das Publikum, über die Lehrmethode des Hrn. Professor Olivier; von einigen Schulmännern, die sie aus eigener Erfahrung kennen. Herausgegeben vom Kirchenrath Perschke, mit einer Einleitung von D. Ernst Tillich. 8. 16 gr.

Chrestomathie, neueste deutsche, zum Uebersetzen ins Französische und Italienische. Nebst untergelegten Phrasen von P. J. Flathe, 2 Bände. 8. 1 Thlr.

Claudius, G. C., allgemeiner Briefsteller, nebst einer kurzen Anweisung zu den nöthigsten schriftlichen Aufsätzen für das gemeine bürgerliche Geschäftsleben. Ein Handbuch zum Selbstunterricht für die mittlern und niedern Stände. 5te durchaus verbesserte und vollständigere Auflage. 8. 47 Bogen 18 gr.

Colonie, la, de Robinson. Lectures interessante et instructive pour la jeunesse par C. Hildebrandt. Traduit de l'Allemande pr. S. H. Catel. Avec figures. 8. 1 Thlr.

Dasselbe auch unter dem Titel:

Robinson, le nouveau; Livres de Lecture pour les enfans pr. I. H. Campe, continué par C. Hildebrandt etc.

Ith, J., amtlicher Bericht über die Pestalozzische Anstalt und die neue Lehrart derselben. 8. (In Commiß.) 16 gr.

Krugs erstes Lehr- und Lesebuch für Bürger- und Landschulen, auch beym Privatunterrichte zu gebrauchen. Verbesserte Auflage. 8. 4 gr.

Dessen Syllabier- und Lesebuch für Bürger- und Landschulen sowohl als für den Privatunterricht. gr. 8. 3 gr.

Dessen hochdeutsche Sprachelemententafel zum Rechtsprechen, Lesen und Schreiben lernen, 1 Bogen Royal-Folio, illum. 8 gr.

Dessen ausführliche Anweisung die hochdeutsche Sprache recht sprechen, lesen und schreiben zu lehren; nach seiner in der Bürgerschule in Leipzig betriebenen Weise, gr. 8. 20 gr.

Leçons de langue françoise données à quelques Academiens et autres auteurs françois de Berlin; par un maitre de langue. 8. 6 gr.

Livre pour apprendre à lire françois et allemand IIIeme edition. 8. 2 gr.

Philosophie, die, der deutschen Sprache für junge Leute beyderley Geschlechts beym öffentlichen und Privatunterricht ꝛc. Nach den besten Schriftstellern entworfen. 2 Thle. 8. 20 gr.

Türks, W. C. C. von, Beyträge zur Kenntniß einiger deutschen Elementar-Schulanstalten, na-

mentlich der zu Dessau, Leipzig, Heidelberg, Frankfurt am Mayn und Berlin. 8. 1 Thlr.

Dessen Briefe aus München-Buchsee über Pestalozzi und seine Elementar-Bildungsmethode. Ein Handbuch für alle die, welche dieselbe anwenden und Pestalozzis Elementarbücher gebrauchen lernen wollen, vorzüglich für Mütter und Lehrer bestimmt. Mit 4 Kupfertafeln. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Dasselbe auf ord. Druckp. 1 Thlr.

Vollbeding, M. J. C., praktisches Lehrbuch zur Bildung eines richtigen mündlichen und schriftlichen Ausdruckes der Gedanken, zum Gebrauch für Schulen. 3te vermehrte und verbesserte Auflage. 8. 16 gr.

Unter allen empfehlungswerthen Schriften, die deutsche Sprache aus dem Fundamente zu lehren und zu lernen, zeichnet sich besonders aus das:

Ortho-epo-graphisches Elementarwerk

oder Lehrbuch über die in jeder Sprache anwendbare Kunst recht sprechen, lesen und recht schreiben zu lehren von F. Olivier, 2 Thle. 1 Thlr. 16 gr.

nebst folgenden Lehrmitteln:

1) 3 große Kupfertafeln, welche eine Reihenfolge zweckmäßig geordneter Abbildungen in kleinen Vierecken, nebst darüber stehenden Buchstaben, enthalten. In Folio. 1 Thlr. 8 gr.

2) 6 Buchstaben-Tabellen, Fol. 12 gr.

3) Elementar-Lesebuch zum praktischen Theile gehörig. 37 Bogen in Fol. große Ausgabe zum Behufe des Schulunterrichts. Auf Schreibpapier 1 Thlr. 4 gr.

Auf Druckpapier 22 gr.

Dasselbe Buch. Kleine Ausgabe, zum Behuf des Privat-Unterrichts. Fol. 12 gr.

Diese Bücher, welche ursprünglich noch einmal so theuer waren, hat der Verfasser der größern Gemeinnützigkeit wegen auf diese niedrigen Preise herabgesetzt, wofür sie in der Gräffschen Buchhandlung zu haben sind.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Der Sprachgerichtshof oder die französische und deutsche Sprache in Deutschland vor dem Richterstuhl der Denker und Gelehrten

Berlin 1814

Bibl.Mont. 1798-49,1/5#Beibd.1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10717772-6